



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hoffmann's sämtliche Werke

Hoffmann, E. T. A.

Paris, 1841

Der Kampf der Sänger.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65878)

Kleine in der vollsten kräftigsten Gesundheit aufgeblüht, dem Magnetiseur und dem Direktor, ja auch mir danke für alles Gute, das sie genossen, und dabei ihren Targon sprach, breiter, unverständlicher als jemals. Der Direktor schien mein Gefühl zu bemerken, und es mit mir zu theilen. Verständigt haben wir uns darüber niemals, und das wohl aus guten Gründen! — Nie hab' ich seitdem mich entschließen können, magnetischen Curen beizuwohnen; was hätte ich weiter für Erfahrungen gemacht, nach jenem Beispiel, das bei der vollkommenen Reinheit des Versuchs, mich über die wunderbare Kraft des Magnetismus ganz ins Klare setzte, zugleich aber an einen Abgrund stellte, in den ich mit tiefem Schauer hinablickte. — So bin ich denn nun ganz Lothars Meinung worden.“

„Und,“ nahm Ottmar das Wort, „und füge ich noch hinzu, daß auch ich Eurer Meinung ganz beipflichte, so sind wir ja alle, rückwärts des wunderbaren Geheimnisses, von dem die Rede, unter einen Hut gebracht. Irrend ein tüchtiger Arzt, Verfechter des Magnetismus, wird uns zwar sehr leicht ganz und gar widerlegen, ja uns tüchtig ausschelten, daß wir, ununterrichtete Laien, es wagen, ein dunkles Gefühl der klaren Ueberzeugung entgegen zu stellen; ich glaube indessen, daß wir schwer zu bekehren seyn werden. — Doch wollen wir auch nicht vergessen, daß wir dem Magnetismus schon deshalb nicht ganz abhold seyn können, weil er uns in unsern serapiontischen Versuchen sehr oft als tüchtiger Hebel dienen kann, unbekannt geheimnisvolle Kräfte in Bewegung zu setzen. Selbst Du, lieber Lothar, hast Dich dieses Hebels schon oft bedient, und verzeih' mir, sogar in dem erbaulichen Märchen vom Ruskacker und Mauselkönig ist die Marie zuweilen nichts anders als eine kleine Somnambule. — Aber wohin gerietzen wir von unserm Witzgenz sprechend!“

„Der Uebergang war natürlich,“ sprach Lothar, „der Weg bahnte sich von selbst. Tritt Witzgenz in unsere Brüderschaft ein, so wird gewiß noch viel von geheimnisvollen Dingen verhandelt werden, auf die er recht eigentlich ganz verfaßten ist. — Doch Cyprian hat schon seit mehreren Minuten nicht auf unser Gespräch gemerkt, vielmehr ein Manuscript aus der Tasche gezogen und darin geblättert. — Es ist in der Ordnung, daß wir ihm jetzt Raum geben, sein Herz zu erleichtern.“

„In der That,“ sprach Cyprian, „war mir Euer Gespräch über den Magnetismus langweilig und lästig, und ist's Euch recht, so lese ich Euch eine serapiontische Erzählung vor, zu der mich Wagenseils Münzberger Chronik entzündet. Vergesst nicht, daß ich keine antiquarische kritische Abhandlung jenes berühmten Kriegs von der Wartburg habe schreiben wollen, sondern nach meiner Weise jene Sache zur Erzählung, wie mir gerade alles hell in der Seele aufging, nutzte.“

Cyprian las:

Der Kampf der Sänger.

Zur Zeit, wenn Frühling und Winter am Scheiden stehn, in der Nacht des Aequinoctiums, saß Einer im einsamen Gemach, und hatte Johann Christoph Wagenseils Buch von der Meisterfinger holdseliger Kunst vor sich aufgeschlagen. Der Sturm räumte draußen tosend und brausend die Felder ab, schlug die dicken Regentropfen gegen die klirrenden Fenster, und pfliff und heulte des Winters tolles We durch die Rauchfänge des Hauses, während die Strahlen des Vollmondes an den Wänden spielten und gaukelten wie bleiche Gespenster. Das achtete aber jener nicht, sondern schlug das Buch zu, und schaute tiefinnend, ganz befangen von dem Zauberbilde längst vergangener Zeit, das sich ihm dargestellt,

in die Flammen, die im Kamin knisterten und sprühten. Da war es, als hinge ein unsichtbares Wesen einem Schleier nach dem andern über sein Haupt, so daß alles um ihn her in immer dichterem und dichterem Nebel verschwamm. Das wilde Brausen des Sturms, das Knistern des Feuers wurde zu lindem harmonischen Säuseln und Flüstern, und eine innere Stimme sprach: das ist der Traum, dessen Flügel so lieblich auf- und niedererschweben, wenn er wie ein frommes Kind, sich an die Brust des Menschen legt und mit einem süßen Kuß das innere Auge weckt, daß es vermag, die anmuthigsten Bilder eines höhern Lebens voll Glanz und Herrlichkeit zu erschauen. — Ein blendendes Licht zuckte empor wie Blitzstrahl, der Verschleierte schlug die Augen auf, aber kein Schleier, keine Nebelwolke verhüllten mehr seinen Blick. Er lag auf blumigen Matten in der dämmernden Nacht eines schönen dichten Waldes. Die Quellen liebesgeplauder, die Büsche rauschten wie in heimlichem Liebesgeplauder, und dazwischen klagte eine Nachtigall ihr süßes Weh. Der Morgenwind erhob sich, und bahnte, das Gewölke vor sich her aufrollend, dem hellen lieblichen Sonnenschein den Weg, der bald auf allen grünen Blättern flimmerte und die schlafenden Vögelchen weckte, die in fröhlichem Trilleren von Zweig zu Zweig flatterten und hüpfen. Da erschallte von ferne her lustiges Hörnergetöse, das Wild rüttelte sich kaskelnd auf aus dem Schlaf, Hebe, Hirsche guckten aus dem Gebüsch den, der auf den Matten lag, neugierig an mit klugen Augen, und sprangen schon zurück in das Dickicht. Die Hörner schallten, aber nun erhoben sich Harfenklänge und Stimmen so herrlich zusammenklingend, wie die Musik des Himmels. Immer näher und näher kam der liebliche Gesang, näher die Jagdspieße in den Händen, die blanken Jagdhörner um die Schulter gehängt, ritten hervor aus der Tiefe des Waldes. Ihnen folgte auf einem schönen gelben Ross ein stattlicher Herr im Fürstenmantel nach alter deutscher Art gekleidet, ihm zur Seite ritt auf einem Zelter eine Dame von blendender Schönheit und köstlich geschmückt. Aber nun kamen auf sechs schönen Rossen von verschiedner Farbe sechs Männer, deren bedeutungsvolle Gesichter auf eine längst verlossene Zeit hinwiesen. Die hatten den Pferden die Zügel über den Hals gelegt und spielten auf Lauten und Harfen, und sangen mit wunderbar helltönenenden Stimmen, während ihre Köpfe gebändiget, gelenkt durch den Zauber der süßen Musik, den Waldweg entlang auf anmuthige Weis in kurzen Sprüngen nachtanzen dem fürstlichen Paar. Und wenn mitunter der Gesang einige Secunden trübte, stießen die Jäger in die Hörner, und der lustige Gewieher erkante wie ein fröhliches Zauchen in übermüthiger Lust. Reichgekleidete Pagen und Diener beschlossen den festlichen Zug, der im tiefen Dickicht des Waldes verschwand. —

Der überden seltsamen, wundervollen Anblick in tiefem Staunen Versunkene raffte sich auf von den Matten und rief begeistert: O Herr des Himmels! ist denn die allprägtige Zeit erstanden aus ihrem Grabe? — wer waren denn die herrlichen Menschen! Da sprach eine tiefe Stimme hinter ihm: Si, lieber Herr, solltet Ihr mich nicht erkennen, die Ihr fest in Sinn und Gedanken tragt! Er schaute um sich, und gewahrte einen ersten stattlichen Mann mit einer großen schwarzen Lockenperücke auf dem Haupt und ganz schwarz nach der Art gekleidet, wie man sich ums Jahr eintaufend sechshundert und achtzig tragen mochte. Er erkannte alsbald den alten gelehrten Professor Johann Christoph Wagenseil, der weiter sprach: „Ihr hättet ja wohl gleich wissen konnt, daß der stattliche Herr im Fürstenmantel niemand anders war, als der wackere Landgraf Herrmann von Thüringen. Neben ihm ritt der Stern des Hofes, der

edle Gräfin Mathilde, blutjunge Wittve des in den hohen Jahren verstorbenen Grafen Cuno von Falkenstein. Die sechs Männer, welche nachritten singend und die Lauten und Harfen rührend, sind die sechs hohen Meister des Gesanges, welche der edle Landgraf, der holdseligen Singerkunst mit Leib und Seele zugethan, an seinem Hofe versammelt hat. Jetzt geht das lustige Jagen auf, aber dann versammeln sich die Meister auf einem schönen Wiesenplan in der Mitte des Waldes und beginnen ein Wett-singen. Da wollen wir jetzt hinschreiten, damit wir schon dort sind wenn die Jagd beendet ist. — Sie schritten fort, während der Wald, die fernen Klüfte von den Hörnern, dem Hundegebell, dem Puffah der Jäger wiederhallen. Es geschah, so wie der Professor Wagenseil es gewollt; kaum waren sie auf dem in goldnem Grün leuchtenden Wiesenplan angekommen, als der Landgraf, die Gräfin, die sechs Meister aus der Ferne sich langsam nahten. „Ich will, begann Wagenseil, Euch nun, lieber Herr! jeden der Meister besonders zeigen und mit Namen nennen. Seht Ihr wohl jenen Mann, der so fröhlich um sich schaut, der sein hellbraunes Pferd, den Bügel angezogen, so lustig her tänzeln läßt? — Seht, wie der Landgraf ihm zunicht — er schlägt eine helle Lache auf. Das ist der muntre Walthor von der Vogelweid. Der mit den breiten Schultern mit dem starken krausen Bart, mit den ritterlichen Waffen, auf dem Sieger im gewichtigen Schritt daher reitend, das ist Reinhardt von Zweckstein. — Ei! ei — der dort auf seinem kleinen Schellen, der reitet ja statt hieher waidemwärts! Er blickt tiefinnig vor sich her, er lächelt, als stiegen schöne Gebirge vor ihm auf aus der Erde. Das ist der stattliche Professor Heinrich Schreiber. Der ist wohl ganz abwesenden Geistes, und gedenkt nicht des Wiesenplans, nicht des Wett-singens, denn seht nur, lieber Herr, wie er in den engen Waldweg hineinschiebt, daß ihm die Zweige um den Kopf schlagen. — Da sprengt Johannes Bitterloß an ihn heran. Ihr seht doch den stattlichen Herrn auf dem Falben mit dem kurzen rötlichen Bart? Er ruft den Professor an. Der erwacht aus dem Traume. Sie kehren beide zurück. — Was ist das für ein tolles Gebraus dorten in dem dichten Gebüsch? — Ei fahren denn Windsbräute so niedrig durch den Wald? Hei! — Das ist ja ein wilder Reiter, der sein Pferd so spornet daß es schäumend in die Lüfte steigt. Seht nur den schönen bleichen Jüngling, wie seine Augen flammen, wie alle Muskeln des Gesichts zucken vor Schmerz, als quäle ihn ein unsichtbares Wesen, das hinter ihm aufgestiegen. — Es ist Heinrich von Osterdingen. Was mag denn über den gekommen seyn? Erst ritt er ja so ruhig daher, mit gar herrlichen Tönen einstimmend in den Gesang der anderen Meister! — O seht doch, seht den prächtigen Reiter auf dem schneeweißen arabischen Pferde. Seht, wie er sich hinabschwingt, wie er, die Bügel um den Arm geschlungen, mit gar ritterlicher Courtoisie der Gräfin Mathilde die Hand reicht, und sie hinabschweben läßt von dem Selter. Wie anmuthig steht er da, die holde Frau anstrahlend mit seinen hellen blauen Augen. Es ist Wolfram von Eschinbach! — Aber nun nehmen sie alle Platz, nun beginnt wohl das Wett-singen!“

Jeder Meister, einer nach dem andern, sang nun ein herrliches Lied. Leicht war es zu erkennen, daß jeder sich mühte, den zu übertreffen, der vor ihm gesungen. Schien das aber nun auch keinem recht gelingen zu wollen, konnte man gar nicht entscheiden, wer von den Meistern am herrlichsten gesungen: so neigte die Dame Mathilde sich doch zu Wolfram von Eschinbach hin mit dem Kranz, den sie für den Sieger in den Händen trug. Da sprang Heinrich von Osterdingen auf von seinem Sitze, wildes Feuer sprühte aus seinen dunklen Augen; so wie

er rasch vorschritt bis in die Mitte des Wiesenplans, riß ihm ein Windstoß das Barett vom Kopfe, das freie Haar spiegle sich empor auf der todtenbleichen Stirn. „Haltet ein,“ schrie er auf, „haltet ein! Noch ist der Preis nicht gewonnen; mein Lied, mein Lied muß erst gesungen seyn, und dann mag der Landgraf entscheiden, wem der Kranz gebührt.“ Darauf kam, man wußte nicht, auf welche Weise, eine Laute von wunderlichem Bau, beinahe anzusehen wie ein erstarrtes unheimliches Thier, in seine Hand. Die fing er an zu rühren so gewaltig, daß der ferne Wald davon erdröhnte. Dann sang er drein mit starker Stimme. Das Lied lobte und pries den fremden König, der mächtiger sey als alle andere Fürsten, und dem alle Meister demüthiglich hulbigen müßten, wollten sie nicht in Schande und Schmach gerathen. Einige seltsam gellende Laute klangen recht verhöhrend dazwischen. Jernig blickte der Landgraf den wilden Sänger an. Da erhoben sich die anderen Meister und sangen zusammen. Osterdingens Lied wollte darüber verklingen, stärker und stärker griff er aber in die Saiten, bis sie wie mit einem laut aufheulenden Angstgeschrei zersprangen. Statt der Laute, die Osterdingen im Arm getragen, stand nun plötzlich eine finstre entfesselte Gestalt vor ihm, und hielt ihn, der zu Boden sinken wollte, umfaßt, und hob ihn hoch empor in die Lüfte. Der Gesang der Meister verfaul im Wiederhall, schwarze Nebel legten sich über Wald und Wiesenplan, und hüllten alles ein in finstre Nacht. Da stieg ein in milchweißem Licht herrlich funkelnder Stern empor aus der Tiefe, und wandelte daher auf der Himmelsbahn, und ihm nach zogen die Meister auf glänzenden Wolken, singend und ihr Saitenspiel rührend. Ein flimmerndes Leuchten zitterte durch die Flur, die Stimmen des Waldes erwachten aus dumpfer Betäubung und erhoben sich, und tönten lieblich hinein in die Gesänge der Meister. —

Du gewahrst es, vielgeliebter Leser! daß der, welchem dieses alles träumte, eben derjenige ist, der im Begriff steht, Dich unter die Meister zu führen, mit denen er durch den Professor Johann Christoph Wagenseil bekannt wurde. —

Es begiebt sich wohl, daß, sehen wir fremde Gestalten in der dämmernden Ferne daher schreiten, uns das Herz hebt vor Neugier, wer die wohl seyn, was sie wohl treiben mögen. Und immer näher und näher kommen sie. Wir erkennen Farbe der Kleidung, Gesicht, wir hören ihr Gespräch, wiewohl die Worte verhallen in den weiten Lüften. Aber nun tauchen sie unter in die blauen Nebel eines tiefen Thales. Dann können wir es kaum erwarten, daß sie nur wieder aufsteigen, daß sie bei uns sich einfänden, damit wir sie erfassen, mit ihnen reden können. Denn gar zu gern möchten wir doch wissen, wie die ganz in der Nähe geformt und gestaltet sind, welche in der Ferne sich so verwunderlich ausnahmen. —

Möchte der erzählte Traum in Dir, geliebter Leser, ähnliche Empfindungen erregen. Möchtest Du es dem Erzähler freundlich vergönnen, daß er Dich nun gleich an den Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen nach der schönen Wartburg bringe.

Die Meistersänger auf der Wartburg.

Es mochte wohl ums Jahr eintausend zweihundert und acht seyn, als der edle Landgraf von Thüringen, eifriger Freund und rüstiger Beschützer der holdseligen Sängerkunst, sechs hohe Meister des Gesanges an seinem Hofe versammelt hatte. Es befanden sich allda Wolfram von Eschinbach, Walthor von der Vogelweid, Reinhardt von Zweckstein, Heinrich Schreiber, Johannes Bitterloß, alle ritterlichen Ordens, und

Heinrich von Osterdingen, Bürger zu Eisenach. Wie Priester einer Kirche lebten die Meister in frommer Liebe und Eintracht beisammen, und all ihr Streben ging nur dahin, den Gesang, die schönste Gabe des Himmels, womit der Herr den Menschen gesegnet, recht in hohen Ehren zu halten. Jeder hatte nun freilich seine eigene Weise, aber wie jeder Ton eines Akkords anders klingt, und doch alle Töne im lieblichsten Wohlklang zusammenklingen, so geschah es auch, daß die verschiedensten Weisen der Meister harmonisch mit einander tönten und Strahlen schienen eines Liebesterns. Daher kam es, daß keiner seine eigene Weise für die beste hielt, vielmehr jede andre hoch ehrte, und wohl meinte, daß seine Weise ja gar nicht so lieblich klingen könne, ohne die andern: wie denn der Ton dann erst sich recht freudig erhebt und aufschwingt, wenn der ihm verwandte erweckt und ihn liebend begrüßt.

Waren Walthers von der Vogelweid, des Landherrn, Lieder gar vornehm und zierlich, und dabei voll kecker Lust, so sang Reinhardt von Zwickstein dagegen derb und ritterlich mit gewichtigen Worten. Davies sich Heinrich Schreiber gelehrt und tief sinnig, so war Johannes Bitterloff voller Glanz und reich an kunstvollen Gleichnissen und Wendungen. Heinrich von Osterdingens Lieder gingen durch die innerste Seele; er wußte, selbst ganz aufgelöst in schmerzlichem Sehnen, in Jedes Brust die tiefste Wehmuth zu entzünden. Aber oft schnitten grelle häßliche Töne dazwischen, die mochten wohl aus dem wunden zerrissenen Gemüth kommen, in dem sich böser Hohn angesiedelt, bohrend und zehrend wie ein giftiges Insekt. Niemand wußte, wie Heinrich von solchem Unwesen befallen. Wolfram von Eschinbach war in der Schweiz geboren. Seine Lieder, voller süßer Anmuth und Klarheit, glühten dem reinen blauen Himmel seiner Heimath, seine Weisen klangen wie liebliches Glocken- und Schalmengelächeln. Aber dazwischen braussten auch wilde Wasserfälle, bröhnten Donner durch die Bergklüfte. Wunderbar wallte, wenn er sang, jeder mit ihm wie auf den glänzenden Wogen eines schönen Stroms, bald sanft daher gleitend, bald kämpfend mit den sturmbelegten Wellen, bald, die Gefahr überwunden, fröhlich hinsteuernd nach dem sichern Port. Seiner Jugend unerachtet mochte Wolfram von Eschinbach wohl für den erfahrensten von allen andern Meistern gelten, die am Hofe versammelt. Von Kindesbeinen an war er der Sängerkunst ganz und gar ergeben, und zog so wie er zum Jüngling gereift, ihr nach durch viele Lande, bis er den großen Meister traf, Friedeband geheßen. Dieser unterwies ihn getreulich in der Kunst, und theilte ihm viele Meistergedichte in Schriften mit, die Licht in sein inneres Gemüth hineinströmten, daß er das, was ihm sonst verworren und gestaltlos erschienen, nun deutlich zu erkennen vermochte. Vorzüglich aber zu Siegelbrunnen in Schottland brachte ihm Meister Friedeband etliche Bücher, aus denen er die Geschichten nahm, die er in deutsche Lieder faßte, sonderlich vom Gamuret und dessen Sohn Parcival, vom Markgraf Wilhelm von Karben und dem starken Rennewart, welches Gedicht hernach ein anderer Meisterfänger, Ulrich von Türkeim, auf vornehmer Leute Bitten, die Eschinbachs Lieder wohl nicht recht verstehen mochten, in gemeine deutsche Reime brachte und zum dicken Buche ausdehnte. So muß es wohl kommen, daß Wolfram wegen seiner herrlichen Kunst weit und breit berüchtigt wurde, und vieler Fürsten und großer Herren Gunst erhielt. Er besuchte viele Höfe, und bekam allenthalben stattliche Verehrungen seiner Meisterschaft, bis ihn endlich der hocherleuchtete Landgraf Hermann von Thüringen, der sein großes Lob an allen Enden verkländen hörte, an seinen Hof berief. Nicht allein Wolframs

große Kunst, sondern auch seine Milde und Demuth gewannen ihm in kurzer Zeit des Landgrafen volle Gunst und Liebe, und wohl mocht es seyn, daß Heinrich von Osterdingen, der sonst in dem hellsten Sonnenlicht der fürstlichen Gnade gestanden, ein wenig in des Schattens zurücktreten mußte. Demungeachtet hing keiner von den Meistern dem Wolfram so mit rechter inniger Liebe an, als eben Heinrich von Osterdingen. Wolfram erwiderte dieß aus dem tiefsten Grunde seines Gemüths, und so standen beide da, recht in Liebe verschlungen, während die andern Meister sie umgaben wie ein schöner lichter Kranz.

Heinrich von Osterdingens Geheimniß.

Osterdingens unruhiges zerrissenes Wesen nahm mit jedem Tage mehr überhand. Därrer und unster wurde sein Blick, blässer und blässer sein Antlitz. Sah daß die andern Meister, hatten sie die erhabenen Metriker der heiligen Schrift besungen, ihre freudigen Stimmen erhoben zum Lobe der Damen und ihres mächtigen Herrn, klagten Osterdingens Lieder nur die unermessliche Qual des irdischen Seyns, und glühten oft dem jammernden Wehlaute des auf den Tod Wunden, der vergebens hoffte auf Erlösung im Tode. Alle glaubten, er sey in trostloser Liebe; aber eitel blieb alles Mühen, ihm das Geheimniß zu entlocken. Der Landgraf selbst, dem Jünglinge mit Herz und Seele zugethan, unternahm es, ihn in einer einsamen Stunde um die Ursache seines tiefen Leids zu befragen. Er gab ihm sein fürstliches Wort, daß er alle seine Macht aufbieten wolle, irgend ein bedrohliches Uebel zu entfernen, oder durch die Beförderung irgend eines Jests ihm hoffnungslos schmernden Wunsches sein schmerzliches Leiden zu wandeln in fröhliches Hoffen; allein so wenig wie die andern vermochte er den Jüngling, ihm das Innerste seiner Brust aufzuthun. „Ach, mein hoher Herr,“ rief Osterdingen, indem ihm die heißen Thränen aus den Augen stürzten, „ach mein hoher Herr, weiß ich's denn selbst, welches höllische Ungeheuer mich mit glühenden Krallen gepackt hat, und mich emporhält zwischen Himmel und Erde, so daß ich dieser nicht mehr angehöre, und vergebens dürfte nach den Freuden über mir? Die heidnischen Dichter erzählen von den Schatten Verstorbenen, die nicht dem Elysium angehören, nicht dem Orkus. An den Ufern des Acheron schwanken sie umher, und die finstern Lüfte, in denen nie ein Hoffungsstern leuchtet, tönen wider von ihren Angstschreien, von den entsetzlichen Wehklagen ihrer namenlosen Qual. Ihr Jammer, ihr Flehen ist umsonst, unerbittlich stößt sie der alte Fährmann zurück, wenn sie hinein wollen in den verhängnisvollen Kahn. Der Zustand dieser fürchterlichen Verdammten ist der meinige.“

Bald nachher, als Heinrich von Osterdingen auf die Weise mit dem Landgrafen gesprochen, vertief er, von wirklicher Krankheit befallen, die Wartburg, und begab sich nach Eisenach. Die Meister klagten, daß sich die schöne Blume aus ihrem Kranze so vor der Zeit angehaucht von giftigen Dünsten dahin welken müßte. Wolfram von Eschinbach gab indessen keine Hoffnung auf, sondern meinte sogar, daß eben jetzt, da Osterdingens Gemüthskrankheit sich gewendet in körperliches Leiden, Genesung nahe seyn könne. Begab er sich denn nicht oft, daß die ahnende Seele im Körperlichen Schmerz erkrankte, und so sey es denn auch wohl mit Osterdingen geschehen, den er nun getreulich tröstete und pflegen wolte.

Wolfram ging auch alsbald nach Eisenach. Als er eintrat zu Osterdingen, lag dieser ausgestreckt auf dem

Kußebeute, zum Tode matt, mit halbgeschlossenen Augen. Die Laute hing an der Wand ganz verstaubt, mit zum Theil zerrissenen Saiten. So wie er den Freund gewahrte, richtete er sich ein wenig empor, und streckte schmerzlich lächelnd ihm die Hand entgegen. Als nun Wolfram sich zu ihm gesetzt, die herzigen Grüße von dem Landgrafen und den Meistern gebracht, und sonst noch viel freundliche Worte gesprochen, fing Heinrich mit matter kranker Stimme also an: „Es ist mir viel Absonderliches begegnet. Wohl mag ich mich bei Euch wie ein Wahnsinniger gebehret haben, wohl mochtet ihr alle glauben, daß irgend ein in meiner Brust verschlossenes Geheimniß mich so verderblich hin- und herzerre. Ach! mir selbst war ja mein trostloser Zustand ein Geheimniß. Ein wüthender Schmerz zerriß meine Brust, aber unerforschlich blieb mir seine Ursache. All' mein Treiben schien mir eitel und nichtswürdig; die Lieder, die ich sonst gar hoch gehalten, klangen mir falsch, schwach — des schlechtesten Schülers unwerth. Und doch brannte ich, von eitlen Wahn behört, dich — alle übrigen Meister zu übertreffen. Ein unbekanntes Glück, des Himmels höchste Wohne, stand hoch über mir, wie ein golden funkelnder Stern — zu dem muß' ich mich hinaufschwingen, oder trostlos untergehen. Ich schaute hinauf, ich streckte die Arme sehnsüchtig empor, und dann wehte es mich schaurig an mit eiskalten Flügeln, und sprach: Was willst all' dein Sehnen, all' dein Hoffen? Ist dein Auge nicht verblindert, deine Kraft nicht gebrochen, daß du nicht vermagst den Strahl deiner Hoffnung zu ertragen, dein Himmelsglück zu erfassen? — Nun, nun ist mein Geheimniß mir selbst erschlossen. Es giebt mir den Tod, aber im Tode die Seligkeit des höchsten Himmels. — Krank und siech lag ich hier im Bette. Es mochte zur Nachtzeit seyn, da ließ der Wahnsinn des Fiebers, der mich tödend und draufend hin und her geworfen, von mir ab. Ich fühlte mich ruhig, eine sanfte wohlthuende Wärme giht durch mein Inneres. Es war mir, als schwebte ich im weiten Himmelsraum daber auf dunklen Wolken. Da fuhr ein funkelnder Blitz durch die Finsterniß, und ich schrie laut auf: Mathilde! — Ich war erwacht, der Traum verraucht. Das Herz bebte mir vor seltsamer süßer Angst, vor unbeschreiblicher Wohne. Ich wußte, daß ich laut gerufen: Mathilde! Ich erschrak darüber, denn ich glaubte, daß Furcht und Wald, daß alle Berge, alle Klüfte den süßen Namen wieder tönden, daß tausend Stimmen es ihr selbst sagen würden, wie unaussprechlich bis zum Tode ich sie liebe; daß sie — sie der funkelnde Stern sey, der in mein Innerstes strahlend allen zehrenden Schmerz trostloser Sehnsucht geweckt, ja daß nun die Liebesflammen hoch empor gelodert, und daß meine Seele dürste — schmachte nach ihrer Schönheit und Holdseligkeit! — Du hast nun, Wolfram, mein Geheimniß, und magst es tief in deiner Brust begraben. Du gewahrst, daß ich ruhig bin und heiter, und trauest mir wohl, wenn ich dich versichere, daß ich lieber untergehen, als in thörigem Treiben mich Euch allen verächtlich machen werde. Dir — dir, der Mathilden liebt, dem sie mit gleicher Liebe hingeneigt, muß' ich ja eben Alles sagen, Alles vertrauen. So wie ich genesen, ziehe ich, die Todeswunde in der blutenden Brust, fort in fremde Lande. Hörst du dann, daß ich geendet, so magst du Mathilden es sagen, daß ich —“

Der Jüngling vermochte nicht weiter zu sprechen, er sank wieder in die Kissen, und lehrte das Gesicht hin nach der Wand. Sein starkes Schluchzen verrieth den Kampf in seinem Innern. Wolfram von Eschinbach war nicht wenig bestürzt über das, was ihm Heinrich eben entdeckt hatte. Den Blick zur Erde gesenkt

sah er da, und sann und sann, wie nun der Freund zu retten von dem Wahnsinn thörigter Leidenschaft, die ihn ins Verderben stürzen mußte. —

Er versuchte allerlei tröstende Worte zu sprechen, ja sogar den kranken Jüngling zu vermögen, daß er nach der Wartburg zurückkehre, und Hoffnung in der Brust, fecht hineintrete in den hellen Sonnenglanz, den die edle Dame Mathilde um sich verbreite. Er meinte sogar, daß er selbst sich Mathildens Gunst auf keine andere Weise erfreue, als durch seine Lieder, und daß ja eben so gut Osterdingen sich in schönen Liedern aufschwingen, und so um Mathildens Gunst werben könne. Der arme Heinrich schaute ihn aber an mit trübem Blick, und sprach: — „Niemals werdet ihr mich wohl auf der Wartburg wiedersehen. Soll ich mich denn in die Flammen stürzen? — Sterb' ich denn nicht fern von ihr den schöneren süßeren Tod der Sehnsucht?“ — Wolfram schied, und Osterdingen blieb in Eschenach.

Was sich weiter mit Heinrich von Osterdingen begeben.

Es geschieht wohl, daß der Liebes Schmerz in unserer Brust, die er zu zerreißen drohte, heimlich wird, so daß wir ihn gar hegen und pflegen. Und die schneidenden Jammerlaute, sonst uns von unennbarer Dualal erpreßt, werden zu melodischen Klagen süßen Weh's, die tönen wie ein fernes Echo zurück in unser Inneres, und legen sich lindernd und heilend an die blutende Wunde. So geschah es auch mit Heinrich von Osterdingen. Er blieb in heißer sehnsüchtiger Liebe, aber er schaute nicht mehr in den schwarzen hoffnungslosen Abgrund, sondern er hob den Blick empor zu den schimmernden Frühlingswolken. Dann war es ihm, als blicke ihn die Geliebte aus ferner Höhe an mit ihren holdseligen Augen, und entzünde in seiner Brust die herrlichsten Lieder, die er jemals gesungen. Er nahm die Laute herab von der Wand, bespannte sie mit neuen Saiten, und trat hinaus in den schönen Frühling, der eben aufgegangen. Da zog es ihn denn freilich mit Gewalt hin nach der Gegend der Wartburg. Und wenn er dann in der Ferne die funkelnden Zinnen des Schlosses erblickte, und daran dachte, daß er Mathilden niemals wieder sehen, daß sein Lieben nur ein trostloses Sehnen bleiben solle, daß Wolfram von Eschinbach die Herrliche gewonnen durch die Macht des Gesanges, da gingen all die schönen Hoffungsgebilde unter in düstere Nacht, und alle Todesqualen der Eifersucht und Verzweiflung durchschnitten sein Inneres. Dann floh er, wie von bösen Geistern getrieben, zurück in sein einfaches Zimmer, da vermochte er Lieder zu singen, die ihm süße Träume und in ihnen die Geliebte selbst zuführten.

Lange Zeit hindurch war es ihm gelungen, die Nähe der Wartburg zu vermeiden. Eines Tages gerieth er aber doch, selbst wußte er nicht wie, in den Wald, der vor der Wartburg lag, und aus dem heraustratend man das Schloß dicht vor Augen hatte. Er war zu dem Platz im Walde gekommen, wo zwischen dichtem Gesträuch und allerlei häßlichem, stachelichten Gestrüpp sich seltsam geformtes, mit bunten Rosen bemachtes Geflein erhob. Mühsam kletterte er bis zur Mitte hinauf, so daß er durch die Schlucht die Spitzen der Wartburg in der Ferne hervorrang sah. Da setzte er sich hin, und verlor sich, alle Dualal böser Gedanken bekämpfend, in süßen Hoffungs träumen.

Längst war die Sonne untergegangen; aus den düstern Nebeln, die sich über die Berge gelagert, stieg in glühend-

dem Roth die Mondesscheibe empor. Durch die hohen Bäume sauste der Nachtwind, und von seinem eisigen Athem angehaucht, rüttelte und schüttelte sich das Gebüsch wie in Fieberschauern. Die Nachtvögel schwingen sich kreischend auf aus dem Gesein, und begannen ihren irren Flug. Stärker rauschten die Waldbäche, rieselten die fernen Quellen. Aber wie nun der Mond lichter durch den Wald funkelte, wogten die Töne eines fernen Gesanges daher. Heinrich fuhr empor. Er gedachte, wie nun die Meister auf der Wartburg ihre frommen Nachtlieder angestimmt. Er sah, wie Mathilde im Davonscheiden noch den geliebten Wolfstramb anblickte. Alle Liebe und Seligkeit lag in diesem Blick, der den Zauber der süßesten Träume wecken mußte in der Seele des Geliebten. — Heinrich, dem das Herz zerspringen wollte vor Sehnsucht und Verlangen, ergriff die Laute, und begann ein Lied, wie er vielleicht noch niemals eins gesungen. Der Nachtwind ruhte, Baum und Gebüsch schwiegen, durch die tiefe Stille des düstern Waldes leuchteten Heinrichs Töne, wie mit den Mondesstrahlen verschlungen. Als nun sein Lied in bangen Liebesseufzern dahinstirben wollte, schlug dicht hinter ihm plötzlich ein gellendes, schneidendes Gelächter auf. Entsetzt drehte er sich rasch um, und erblickte eine große finstere Gestalt, die, ehe er sich noch besinnen konnte, mit recht häßlichem, höhnendem Ton also begann: „Ei, habe ich doch hier schon eine ganze Weile herumgesehen, um den zu finden, der noch in tiefer Nacht solche herrliche Lieder singt. Also seyd Ihr es, Heinrich von Osterdingen? — Nun wohl hätte ich das wissen können, denn Ihr seyd doch nun einmal der aller schlechteste von allen den sogenannten Meistern dort auf der Wartburg, und das tolle Lied ohne Gedanken, ohne Klang, konnte wohl nur aus Eurem Munde kommen.“ Halb noch in Entsetzen, halb in aufgähendem Zorn, rief Heinrich: „Wer seyd Ihr denn, daß Ihr mich kennt, und glaubt, mich hier mit schänden Worten necken zu können? — Dabei legte Osterdingen die Hand an sein Schwert. Aber der Schwarze schlug nochmals ein gällendes Gelächter auf, und dabei fiel ein Strahl in sein leichenblaßes Antlitz, daß Osterdingen die wildfunkenden Augen, die eingefallenen Wangen, den spitzigen rötlichen Bart, den zum grinsenden Lachen verzogenen Mund, die schwarze reiche Kleidung, das schwarzbesiederte Barett des Fremden recht deutlich gewahren konnte. „Ei,“ sprach der Fremde, „Ei, lieber junger Gesell, Ihr werdet doch keine Mordwaffen gegen mich gebrauchen wollen, weil ich Eure Lieder table? — Freilich möget Ihr Sänger das nicht wohl leiden, und verlangt wohl gar, daß man alles hoch preisen soll, was von Euch berühmten Leuten kommt, sey es nun auch von Grund aus schlecht. Aber eben daran, daß ich das nicht achte, sondern Euch geradezu herausfrage, daß Ihr, statt ein Meister, höchstens ein mittelmäßiger Schüler der edlen Kunst des Gesanges zu nennen seyd, ja eben daran solltet Ihr erkennen, daß ich Euer wahrer Freund bin, und es gut mit Euch meine.“ „Wie könnt Ihr,“ sprach Osterdingen, von unheimlichen Schauern erfaßt, „mein Freund seyn, und es gut mit mir meinen, da ich mich gar nicht erinnere, Euch jemals gesehen zu haben?“ — Ohne auf diese Frage zu antworten, fuhr der Fremde fort: „Es ist hier ein wunderbarlich schöner Platz, die Nacht gar behaglich; ich werde mich im traulichen Mondeschimmer zu Euch setzen, und wir können, da Ihr doch jetzt nicht nach Eisenach zurückkehren werdet, noch ein wenig mit einander plaudern. Horcht auf meine Worte. Sie können Euch lehrreich seyn.“ Damit ließ sich der Fremde auf den großen bemoosten Stein dicht neben Osterdingen nieder. Dieser kämpfte mit den seltsamsten Gefühlen. Furchtlos, wie er sonst wohl seyn

konnte, konnte er sich doch in der öden Einsamkeit der Nacht, an diesem schaurigen Orte des tiefen Grauens nicht erwehren, das des Mannes Stimme und sein ganzes Wesen erweckte. Es war ihm, als müsse er ihn den jähen Abhang hinab in den Waldstrom stürzen, der unten brauste. Dann fühlte er sich aber wieder gelähmt an allen Gliedern. — Der Fremde rückte indessen dicht an Osterdingen heran, und sprach leise, beinahe ihm in's Ohr flüsternd: „Ich komme von der Wartburg — ich habe dort oben die gar schlechte schlütermäßige Singerei der sogenannten Meister gehört; aber die Dame Mathilde ist von solch holdem und anmuthigen Wesen, wie vielleicht keine mehr auf Erden.“ „Mathilde!“ rief Osterdingen mit dem Tone des schneidendsten Weh's. „Hoho!“ — lachte der Fremde, „hoho, junger Gesell, liegt es Euch daran? Doch laßt uns jetzt von ernsthaften, oder vielmehr von hohen Dingen reden: ich meine von der edlen Kunst des Gesanges. Mag es seyn, daß Ihr alle dort oben es recht gut meint mit Euren Liedern, daß Euch das alles so recht sichtlich und natürlich herauskommt; aber von der eigentlichen tiefern Kunst des Sängers habt Ihr wohl gar keinen Begriff. Ich wil Euch nur Einiges davon andeuten, wann werdet Ihr wohl selbst einsehen, wie Ihr auf dem Wege, den Ihr wandelt, niemals zu dem Ziel gelangen könnet, das Ihr Euch vorgesezt habt.“ Der Schwarze begann nun in ganz absonderlichen Reden, die beinahe anzuhören wie fremde seltsame Lieder, die wahre Kunst des Gesanges zu preisen. Indem der Fremde sprach, ging Bild auf Bild in Heinrichs Seele auf, und verschwand wie vom Sturm verhaucht; es war, als erschloße sich ihm eine ganz neue Welt voll üppiger Gestalten. Jedes Wort des Fremden entzündete Blitze, die schnell auflobernten und eben so schnell wieder erloschen. Nun stand der Vollmond hoch über dem Walde. Weide, der Fremde und Heinrich, saßen im vollsten Lichte, und dieser bemerkte nun wohl, daß des Fremden Antlitz gar nicht so abscheulich war, als es ihm erst vorgekommen. Funkelte auch aus seinen Augen ein ungewöhnliches Feuer, so spielte doch wie Heinrich bemerken wollte, um den Mund ein liebliches Lächeln, und die große Habichtsnase, die hohe Stirn dienten nur dazu, dem ganzen Gesicht den vollsten Ausdrück tüchtiger Kraft zu geben. „Ich weiß nicht,“ sprach Osterdingen, als der Fremde inne hielt, „welch ein wunderliches Gefühl Eure Reden in mir erwecken. Es ist mir, als erwache jetzt erst in mir die Ahnung des Gesanges, als wäre das alles, was ich bisher dafür gehalten, ganz schlecht und gemein, und nun erst werde mir die wahre Kunst aufgehen. Ihr seyd gewiß selbst ein hoher Meister des Gesanges, und werdet mich wohl als Euren fleißigen, wißbegierigen Schüler annehmen, warum ich Euch gar herzlich bitte.“ Der Fremde schlug wieder seine häßliche Lache auf, erhob sich vom Sitze und stand so riesengroß mit wilder verzerrtem Antlitz vor' Heinrich von Osterdingen, daß diesem jenes Grauen wieder ankam, das er empfunden, als der Fremde auf ihn zutrat. Dieser sprach mit starker Stimme, die weit durch die Klüfte hallte: „Ihr meint, ich sey ein hoher Meister des Gesanges? — Nun, zu Zeiten mag ich's wohl seyn, aber mit Bedenken den kann ich mich ganz und gar nicht abgeben. Mit gutem Rath diene ich gern solchen wißbegierigen Leuten, wie Ihr einer zu seyn scheint. Habt Ihr wohl von dem in aller Wissenschaft tief erfahrenen Meister des Gesanges, Klingesohr geheissen, reden hören? Die Leute sagen, er sey ein großer Negromant, und habe sogar Umgang mit Zemandem, der nicht überall gern gesehen. Laßt Euch das aber nicht irren, denn was die Leute nicht verstehen und handhaben können, das soll gleich wohl Uebermenschliches seyn, was dem Himmel angehört oder

der Hölle. Nun! — Meister Klingsohr wird Euch den Weg zeigen, der Euch zum Ziele führt. Er kauft in Siebenbürgen, zieht hin zu ihm. Da werdet Ihr erfahren, wie die Wissenschaft und Kunst dem hohen Meister alles, was es Ergöglichs giebt auf Erden, gesendet hat in hohem Maasse: Ehre — Reichthum — Gunst der Frauen. — Ja, junger Gesell! Wäre Klingsohr hier, was gält es, er brächte selbst den zärtlichen Wolfram von Eschinbach, den feufzenden Schweizerhirten, um die schöne Gräfin Mathilde?“ „Warum nennt Ihr den Namen?“ fuhr Heinrich von Oferdingen zornig auf; „verlaßt mich, Eure Gegenwart erregt mir Schauer!“ — „Hoho,“ lachte der Fremde, „werdet nur nicht böse, kleiner Freund! — An den Schauern, die Euch schütteln, ist die kühle Nacht Schuld, und Euer dünnes Wammis, aber nicht ich. War es Euch denn nicht wohl zu Muthe, als ich erwarrend an Eurer Seite saß? — Was Schauer, was Erfarren! mit Gluth und Blut kann ich Euch dienen: — Gräfin Mathilde! — ja, ich meinte nur, daß die Gunst der Frauen erlangt wird durch den Gesang, wie ihn Meister Klingsohrs Fußstapfen zu üben vermag. Ich habe zuvor Eure Lieder verachtet, um Euch selbst auf Eure Stimperei aufmerksam zu machen. Aber daran, daß Ihr gleich das Wahre ahndetet, als ich von der eigentlichen Kunst zu Euch sprach, habt Ihr mir gute Anlagen hinlänglich bewiesen. Vielleicht seyd Ihr bestimmt, in Meister Klingsohrs Fußstapfen zu treten, und dann würdet Ihr Euch wohl mit gutem Glück um Mathildens Gunst bewerben können. Macht Euch auf! — zieht nach Siebenbürgen. — Aber wartet, ich will Euch, könnt Ihr nicht gleich nach Siebenbürgen ziehen, zum fleißigen Studium ein kleines Buch verehren, das Meister Klingsohr verfaßt hat, und das nicht allein die Regeln des wahren Gesanges, sondern auch einige treffliche Lieder des Meisters enthält.“

Damit hatte der Fremde ein kleines Buch hervorgeholt, dessen blutrother Deckel hell im Mondenschein flimmerte. Das überreichte er Heinrich von Oferdingen. So wie dieser es sah, trat der Fremde zurück, und verschwand im Dämlich.

Heinrich versank in Schlaf. Als er erwachte, war die Sonne sehr hoch aufgegangen. Lag das rothe Buch nicht auf seinem Schooße, er hätte die ganze Begebenheit mit dem Fremden für einen lebhaften Traum gehalten.

Von der Gräfin Mathilde. Ereignisse auf der Wartburg.

Gewiß, vielgeliebter Leser! bestandest du dich einmal in einem Kreise, der, von holden Frauen, sinnvollen Männern gebildet, ein schöner, von den verschiedensten, in Duft und Farbenglanz mit einander wetteifernden Blumen geflochtener Kranz zu nennen. Aber wie der süße Wohlklang der Musik über alle hinhauchend in jedes Brust die Freude weckt, und das Entzücken, so war es auch die Hofseligkeit einer hochherrlichen Frau, die über alle hinstrahlte, und die anmuthige Harmonie schuf, in der sich alles bewegte. In dem Glanz ihrer Schönheit wandelnd, in die Musik ihrer Rede einstimmend, erschienen die andern Frauen schöner, lebenswürdiger als sonst, und die Männer fühlten ihre Brust erweitert, und vermochten mehr als jemals die Begeisterung, die sonst sich im Innern verschloß, auszuströmen in Worten oder Tönen, wie es denn eben die Ordnung der Gesellschaft zuließ. So sehr die Königin sich mit frommem kindlichen Wesen mühen mochte, ihre Huld jedem mitzutheilen in gleichem Maasse, doch gewahrte man, wie ihr Himmelblick länger ruhte auf jenem Jüngling, der

schweigend ihr gegenüber stand, und dessen vor süßer Nüdrung in Thränen glänzende Augen die Seligkeit der Liebe verkündeten, die ihm aufgegangen. Mancher mochte wohl den Glücklichen beneiden; aber keiner konnte ihn darum hassen, ja vielmehr jeder, der sonst mit ihm in Freundschaft verbunden, liebte ihn nun noch inniger, um seiner Liebe willen.

So geschah es, daß an dem Hofe Landgraf Hermanns von Thüringen in dem schönen Kranz der Frauen und Dichter die Gräfin Mathilde, Wittve des in hohem Alter verstorbenen Grafen Guno von Falkenstein, die schönste Blume war, welche mit Duft und Glanz alle überstrahlte.

Wolfram von Eschinbach, von ihrer hohen Anmuth und Schönheit tief gerührt, so wie er sie erblickte, kam bald in heisse Liebe. Die andern Meister, wohl auch von der Hofseligkeit der Gräfin begeistert, priesen ihre Schönheit und Milde in vielen anmuthigen Liedern. Reinhardt von Zwickstein nannte sie die Dame seiner Gedanken, für die er stehen wollte im Lustturnier und im ersten Kampf; Walther von der Vogelweid ließ alle lecke Lust ritterlicher Liebe aufflammen, während Heinrich Schreiber und Johannes Bitterroiff sich mühten in den wunderbarsten, kunstvollsten Gleichnissen und Wendungen, die Dame Mathilde zu erheben. Doch Wolframs Lieder kamen aus der Tiefe des liebenden Herzens, und trafen, gleich funkelnden scharfgespieten Pfeilen hervorblühend, Mathildens Brust. Die andern Meister gewahrten das wohl, aber es war ihnen, als umstrahle Wolframs Liebesglück sie alle wie ein lieblicher Sonnenschimmer, und gäbe auch ihren Liebern besondere Stärke und Anmuth.

Der erste finstere Schatten, der in Wolframs glanzvolles Leben fiel, war Oferdingens unglückliches Geheimniß. Wenn er gedachte, wie die andern Meister ihn liebten, unerachtet gleich ihm auch ihnen Mathildens Schönheit hell aufgegangen, wie nur in Oferdingens Gemüth sich mit der Liebe zugleich feindseliger Groll eingenistet, und ihn fortgebannt in die öde freudenlose Einsamkeit, da konnte er sich des bitteren Schmerzes nicht erwehren. Oft war es ihm, als sey Oferdingen nur von einem verderblichen Wahnsinn befangen, der austoben werde; dann aber fühlte er wieder recht lebhaft, daß er selbst es ja auch nicht würde haben ertragen können, wenn er sich hoffnungslos um Mathildens Gunst beworben. Und, sprach er zu sich selbst, welche Macht hat denn meinem Anspruch größeres Recht gegeben? Gehört mir denn irgend ein Vorzug vor Oferdingen? — Bin ich besser, verständiger, lebenswürdiger als er? Wo liegt der Abstand zwischen uns beiden? — Also nur die Macht eines feindlichen Verhängnisses, das mich so gut als ihn hätte treffen können, drückt ihn zu Boden, und ich, der treue Freund, gehe unbekümmert vorüber, ohne ihm die Hand zu reichen. — Solche Betrachtungen führten ihn endlich zu dem Entschluß, nach Eisenach zu gehen, und alles nur mögliche anzuwenden, Oferdingen zur Rückkehr nach der Wartburg zu bewegen. Als er indessen nach Eisenach kam, war Heinrich von Oferdingen verschwunden; niemand wußte, wohin er gegangen. Traurig lehrte Wolfram von Eschinbach zurück nach der Wartburg, und verkündete dem Landgrafen und den Meistern Oferdingens Verlust. Nun erst zeigte sich recht, wie sehr sie ihn alle geliebt, trotz seines zerrissenen, oft bis zur höhrenden Bitterkeit mürrischen Wesens. Man betrauerte ihn wie einen Todten, und lange Zeit hindurch lag diese Trauer wie ein düstres Schleier auf allen Gesängen der Meister, und nahm ihnen allen Glanz und Klang, bis endlich das Bild des Verlorenen immer mehr und mehr entwich in weite Ferne.

Der Frühling war gekommen und mit ihm alle Lust

und Heiterkeit des neu erkräftigten Lebens. Auf einem anmuthigen, von schönen Bäumen eingeschlossenen Platz im Garten des Schlosses waren die Meister versammelt, um das junge Laub, die hervorprühenden Blüten und Blumen mit freudigen Liedern zu begrüßen. Der Landgraf, Gräfin Mathilde, die andern Damen hatten sich ringsumher auf Söhen niedergelassen; eben wollte Wolfram von Eschinbach ein Lied beginnen, als ein junger Mann, die Laute in der Hand, hinter den Bäumen hervortrat. Mit freudigem Erschrecken erkannten alle in ihm den verloren geglaubten Heinrich von Osterdingen. Die Meister gingen auf ihn zu mit freundlichen herzlichen Grüßen. Ohne das aber sonderlich zu beachten, nahte er sich dem Landgrafen, vor dem, und dann vor der Gräfin Mathilde, er sich ehrfurchtsvoll neigte. Er sen, sprach er dann, von der bösen Krankheit, die ihn befallen, nun gänzlich genesen, und bitte, wolle man ihn vielleicht aus besonderen Gründen nicht mehr in die Zahl der Meister aufnehmen, ihm doch zu erlauben, daß er so gut wie die Andern seine Lieder abfinge. Der Landgraf meinte dagegen, sey er auch eine Zeitlang abwesend gewesen, so sey er doch deshalb keinesweges aus der Reihe der Meister geschieden, und er wisse nicht, wodurch er sich dem schönen Kreise, der hier versammelt, entfremdet glaube. Damit umarmte ihn der Landgraf, und wies ihm selbst den Platz zwischen Walther von der Vogelweid und Wolfram von Eschinbach an, wie er ihn sonst gehabt. Man merkte bald, daß Osterdingens Wesen sich ganz und gar verändert. Statt daß er sonst den Kopf gebeugt, den Blick zu Boden gesenkt daher schlich, trat er jetzt, das Haupt emporgerichtet, starken Schrittes einher. So blaß als zuvor war das Antlitz, aber der Blick, sonst irr umherschweifend, fest und durchbohrend. Statt der tiefen Schwermuth lag jetzt ein düster stolzer Ernst auf der Stirn, und ein seltsames Muskelspiel um Mund und Wangen sprach bisweilen recht unheimlichen Hohn aus. Er würdigte die Meister keines Wortes, sondern setzte sich schweigend auf seinen Platz. Während die andern sangen, sah er in die Wolken, schob sich auf dem Sitz hin und her, zählte an den Fingern, gähnte, kurz zeigte auf alle nur mögliche Weise Unmuth und Langeseweile. Wolfram von Eschinbach sang ein Lied zum Lobe des Landgrafen, und kam dann auf die Rückkehr des verloren geglaubten Freundes, die er so recht aus dem tiefsten Gemüth schilderte, daß sich alle innig gerührt fühlten. Heinrich von Osterdingen runzelte aber die Stirn, und nahm, sich von Wolfram abwendend, die Laute, auf ihr einige wunderbare Akkorde anschlagend. Er stellte sich in die Mitte des Kreises, und begann ein Lied, dessen Weise so ganz anders als alles, was die andern gesungen, so unerhört war, daß alle in die größte Verwunderung, ja zuletzt in das höchste Erstaunen gerieten. Es war, als schlug er mit seinen gewaltigen Tönen an die dunklen Pforten eines fremden verhängnisvollen Reichs, und beschwöre die Geheimnisse der unbekannt dort hausenden Nacht herauf. Dann rief er die Gestirne an, und indem seine Lautentöne leiser kispelten, glaubte man der Sphären klingenden Reigen zu vernehmen. Nun rauschten die Akkorde stärker, und glühende Däfte wehten daher, und Bilder üppigen Liebesglücks flammten in dem aufgezogenen Eden aller Lust. Jeder fühlte sein Inneres erbeben in seltsamen Schauern. Als Osterdingen geendet, war alles in tiefem Schweigen verstummt, aber dann brach der jubelnde Beifall stürmisch hervor. Die Dame Mathilde erhob sich schnell von ihrem Sitz, trat auf Osterdingen zu, und drückte ihm den Kranz auf die Stirne, den sie als Preis des Gesanges in der Hand getragen.

Eine flammende Rötthe fuhr über Osterdingens Antlitz, er ließ sich nieder auf die Knie, und drückte die Hände

der schönen Frau mit Inbrunst an seine Brust. Als er aufstand, traf sein funkelnder stehender Blick den treuen Wolfram von Eschinbach, der sich ihm nahen wollte, aber wie von einer bösen Macht feindlich berührt zurückwich. Nur ein Einziger stimmte nicht ein in den begeisterten Beifall der übrigen, und das war der Landgraf, welcher, als Osterdingen sang, sehr ernst und nachdenklich geworden, und kaum vermochte, etwas zum Lobe seines wunderbaren Liebes zu sagen. Osterdingen schien sichtlich darüber erzürnt. Es begab sich, daß am späten Abend, als schon die tiefe Dämmerung eingebrochen, Wolfram von Eschinbach den geliebten Freund, den er überall vergebens gesucht, in einem Lustgange des Schlossgartens traf. Er eilte auf ihn zu, drückte ihn an seine Brust, und sprach: „So bist Du denn, mein herzliebster Bruder, der erste Meister des Gesanges worden, der es wohl auf Erden geben mag. Wie hast Du es denn angefangen, das zu erfassen, was wir alle, was Du selbst wohl nicht ahndetest? — Welcher Geist stand Dir zu Gebot, der Dir die wunderbaren Weisen einer andern Welt lehrte? — O Du herrlicher, hoher Meister, laß Dich noch einmal umarmen.“ „Es ist,“ sprach Heinrich von Osterdingen, indem er Wolframs Umarmung auswich, „es ist gut, daß Du es erkennest, wie hoch ich mich über Euch sogenannte Meister emporgeschwungen habe, oder vielmehr, wie ich allein dort gelandet und heimlich worden, wohin Ihr vergebens strebt auf irden Wegen. Du wirst es mir dann nicht verargen, wenn ich Euch Alle mit Eurer schändlichen Singerei recht albern und langweilig finde.“ „So verachtest Du uns,“ erwiderte Wolfram, „die Du sonst hoch in Ehren hieltest, nunmehr ganz und gar, und magst nichts mehr mit uns gemein haben? — Alle Freundschaft, alle Liebe ist aus Deiner Seele gewichen, weil Du ein höherer Meister bist, als wir es sind! — Auch mich — mich hältst Du Deiner Liebe nicht mehr werth, weil ich vielleicht mich nicht so hoch hinaufzuschwingen vermag in meinen Liedern, als Du? — Ach, Heinrich, wenn ich Dir sagen sollte, wie es mir bei Deinem Gesange um's Herz war.“ — „Magst mir,“ sprach Heinrich von Osterdingen, indem er höhnisch lachte, „das ja nicht verschweigen, es kann für mich lehrreich seyn.“ „Heinrich!“ begann Wolfram mit sehr ernstem und festem Ton, „es ist wahr, Dein Lied hatte eine ganz wunderbare unerhörte Weise, und die Gedanken stiegen hoch empor bis über die Wolken; aber mein Inneres sprach, solch ein Gesang könne nicht herausströmen aus dem rein menschlichen Gemüth, sondern müsse das Erzeugniß fremder Kräfte seyn, so wie der Negromant die heimische Erde düngt mit allerlei magischen Mitteln, daß sie die fremde Pflanze des fernsten Landes hervorzutreiben vermag.“ „Heinrich, Du bist gewiß ein großer Meister des Gesanges geworden, und hast es mit gar hohen Dingen gethan, aber! — verstehst Du noch den süßen Gruß des Abendwindes, wenn Du durch des Waldes tiefe Schatten wandelst? Gehst Dir noch das Herz auf in frohem Muth bei dem Rauschen der Bäume, dem Brausen des Waldstroms? Blickst Dich noch die Blumen an mit frommen Kindesaugen? Willst Du noch vergehen in Liebes-schmerz bei den Klagen der Nachtigall? Wirst Dich noch ein unendliches Sehnen an die Brust, die sich Dir liebend aufgethan? — Ach, Heinrich, es war wunderbar in Deinem Liede, wobei mich ein unheimliches Grauen erfaßte. Ich mußte an jenes entsetzliche Bild von dem am Ufer des Acheron herumschwankenden Schatten denken, das Du einmal dem Landgrafen aufstelltest, als er Dich um die Ursache Deiner Schwermuth befragte. Ich mußte glauben, aller Liebe habest Du entziigt, und was Du dafür gewonnen, wäre nur der trostlose Schlaf des verirrtten Wanderers in der Wüste. Es ist mir, —

ich muß es Dir geradezu heraus sagen, — es ist mir, als wenn Du Deine Meisterchaft mit aller Freude des Lebens, die nur dem frommen kindlichen Sinn zu Theil wird, erkaufst hättest. Eine düstere Ahnung befaßt mich. Ich denke daran, was Dich von der Wartburg forttrieb, und wie Du hier wieder erschienen bist. Es kann Dir nun manches gelingen — vielleicht geht der schöne Hoffnungsfarn, zu dem ich bis jetzt empor blickte, auf ewig für mich unter, — doch Heinrich! — hier! fasse meine Hand, nie kann irgend ein Groll gegen Dich in meiner Seele Raum finden! — Alles Glücks unerachtet, das Dich überströmte, findest Du Dich vielleicht einmal plötzlich an dem Rande eines tiefen bodenlosen Abgrundes, und die Wirbel des Schwindels erfassen Dich, und Du willst rettungslos hinabstürzen, dann siehe ich festen Muthes hinter Dir, und halte Dich fest mit starken Armen.

Heinrich von Osterdingen hatte alles, was Wolfram von Eschinbach sprach, in tiefem Schweigen angehört. Jetzt verhällte er sein Gesicht im Mantel, und sprang schnell hinein in das Dickicht der Bäume. Wolfram hörte, wie er leise schluchzend und seufzend sich entfernte.

Der Krieg von Wartburg.

So sehr die andern Meister anfangs die Lieder des stolzen Heinrichs von Osterdingen bewundert und hoch erhoben hatten, so geschah es doch, daß sie bald von falschen Weisen, von dem eitlen Prunk, ja von der Nutzlosigkeit der Lieder zu sprechen begannen, die Heinrich vorbringe. Nur die Dame Mathilde hatte sich mit ganzer Seele zu dem Sänger gewendet, der ihre Schönheit und Anmuth auf eine Weise pries, die alle Meister, Wolfram von Eschinbach, der sich kein Urtheil erlaubte, ausgenommen, für heidnisch und abscheulich erklärten. Nicht lange währte es, so war die Dame Mathilde in ihrem Wesen ganz und gar verändert. Mit höhnlichem Stolz sah sie herab auf die andern Meister, und selbst dem armen Wolfram von Eschinbach hatte sie ihre Gunst entzogen. Es kam so weit, daß Heinrich von Osterdingen die Gräfin Mathilde unterrichten mußte in der Kunst des Gesanges, und sie selbst begann Lieder zu dichten, die gerade so klingen sollten, wie die, welche Osterdingen sang. Seit dieser Zeit war es aber, als Schwärze von der berüchtigten Frau alle Anmuth und Holdseligkeit. Alles vernachlässigend, was zur Zierde holden Frauen dient, sich alles weiblichen Wesens entschlagend, wurde sie zum unheimlichen Zwitterwesen, von den Frauen gehaßt, von den Männern verlacht. Der Landgraf, befürchtend, daß der Wahnsinn der Gräfin wie eine böse Krankheit die andern Damen des Hofes ergreifen könne, erließ einen scharfen Befehl, daß keine Dame bei Strafe der Verbannung sich an das Dichten machen solle, wofür ihm die Männer, denen Mathildens Schicksal Schrecken eingejagt, herzlich dankten. Die Gräfin Mathilde verließ die Wartburg, und bezog ein Schloß unfern Eisenach, wohin ihr Heinrich von Osterdingen gefolgt wäre, hätte der Landgraf ihm nicht befohlen, noch den Kampf auszufechten, den ihm die Meister gebeten. „Ihr habt,“ sprach Landgraf Hermann zu dem übermüthigen Sänger, „durch Eure seltsame, unheimliche Weise den schönen Kreis, den ich hier versammelt, gar häßlich gestört. Mich konntet Ihr niemals behörden; denn von dem ersten Augenblick an habe ich es erkannt, daß Eure Lieder nicht aus der Tiefe eines wackern Sängergemüths kommen, sondern nur die Frucht der Lehren irgend eines falschen Meisters sind. Was hilft aller Prunk, aller Schimmer, aller Glanz, wenn er nur

dazu dienen soll, einen todtten Leichnam zu umhüllen? Ihr sprecht von hohen Dingen, von den Geheimnissen der Natur, aber nicht wie sie, süße Ahnungen des höhern Lebens, in der Brust des Menschen aufgehen, sondern wie sie der lecke Astrolog begreifen und messen will mit Zirkel und Maßstab. Schämt Euch, Heinrich von Osterdingen, daß Ihr so geworden seyd, daß Euer wackrer Geist sich gebeugt hat unter die Zucht eines unwürdigen Meisters.“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Heinrich von Osterdingen, „mein hoher Herr, in wiefern ich Euren Zorn, Eure Vorwürfe verdiene. Vielleicht ändert Ihr indessen Eure Meinung, wenn Ihr erfahrt, wo ich er Meister mir dasjenige Reich des Gesanges, welches dessen eigentliche Heimath ist, erschlossen. In tiefer Schwermuth hatte ich Euren Hof verlassen, und wohl mocht es seyn, daß der Schmerz, der mich vernichten wollte, nur das gewaltsame Treiben war der schönen Blüthe, die in meinem Innern verschlossen nach dem befruchtenden Athem der höhern Natur schmachete. Auf seltsame Weise kam mir ein Büchlein in die Hände, in welchem der höchste Meister des Gesanges auf Erden mit der tiefsten Gelehrsamkeit die Regeln der Kunst entwickelt, und selbst einige Lieder hinzugesetzt hatte. Jemehr ich nun in diesem Büchlein las, desto klarer wurde es mir, daß es wohl gar därtig ausfalle, wenn der Sänger nur vermöge, das in Worte zu fassen, was er nun gerade im Herzen zu empfinden glaubt. Doch dieß nicht genug — ich fühlte nach und nach mich wie verknüpft mit unbekanntem Mächten, die oft statt meiner aus mir heraus sangen, und doch war und blieb ich der Sänger. Meine Sehnsucht, den Meister selbst zu schauen, und aus seinem eigenen Munde die tiefe Weisheit, den richtenden Verstand ausströmen zu hören, wurde zum unwiderstehlichen Triebe. Ich machte mich auf, und wanderte nach Siebenbürgen. Ja! — vernehmt es, mein hoher Herr! Meister Klingsohr selbst ist es, den ich aussuchte, und dem ich den kühnen überirdischen Schwung meiner Lieder verdanke. Nun werdet Ihr wohl von meinem Bestreben günstiger urtheilen.“

„Der Herzog von Oesterreich,“ sprach der Landgraf, „hat mir gar viel zum Lobe Eures Meisters gesagt und geschrieben. Meister Klingsohr ist ein in tiefen, geheimen Wissenschaften erfahrener Mann. Er berechnet den Lauf der Gestirne, und erkennt die wunderbaren Verschlingungen ihres Ganges mit unserer Lebensbahn. Ihm sind die Geheimnisse der Metalle, der Pflanzen, des Gesteins offenbar, und dabei ist er erfahren in den Händeln der Welt, und steht dem Herzog von Oesterreich zur Seite mit Rath und That. Wie das Alles aber nun mit dem reinen Gemüth des wahren Sängers bestehen mag, weiß ich nicht, und glaube auch wohl, daß eben deshalb Meister Klingsohrs Lieder, so künstlich und wohl ausgedacht, so schön geformt sie auch seyn mögen, mein Gemüth ganz und gar nicht rühren können. — Nun, Heinrich von Osterdingen, meine Meister, beinahe erzürnt über Dein stolzes hochfahrendes Wesen, wollen mit Dir um den Preis singen einige Tage hindurch, das mag denn nun geschehen.“

Der Kampf der Meister begann. Sey es aber nun, daß Heinrichs, durch falsche Lehren irre gewordener Geist sich gar nicht mehr zu fassen vermochte in dem reinen Strahl des wahrhaftigen Gemüths, oder daß besondere Begeisterung die Kraft der andern Meister verdoppelte: — genug! jeder, wider Osterdingen singend, jeder ihn besiegend, erhielt den Preis, um den dieser sich vergebens mühte. Osterdingen ergrimmte über diese Schmach, und begann nun Lieder, die, mit verhöhrenden Anspielungen auf den Landgrafen Hermann, den Herzog von Oesterreich, Leopold den Siebenten, bis über die Sterne erhoben,

und ihn die hellfunkelnde Sonne nannten, welche allein aller Kunst aufgegangen. Kam nun noch hinzu, daß er eben so die Frauen am Hofe mit schönen Worten angriff, und die Schönheit und Holdseligkeit der Dame Mathilde allein auf heidnische ruchlose Art zu preisen fortfuhr; so konnt' es nicht fehlen, daß alle Meister, selbst den sanften Wolfram von Eschinbach nicht ausgenommen, in gerechten Zorn gerieten, und in den heftigsten schonungelosesten Liedern seine Meisterschaft zu Boden traten. Heinrich Schreiber und Johannes Bitterolff bewiesen, den falschen Prunk von Osterdingens Liedern abstreifend, die Evidenz der magern Gestalt, die sich dahinter verborgen. Aber Walthar von der Vogelweid und Reinhard von Zwetstein gingen weiter. Die sagten Osterdingens schönes Beginnen verdiente schwere Rache, und die wollten Sie an ihm nehmen, mit dem Schwerte in der Hand.

So sah nun Heinrich von Osterdingen seine Meisterschaft in den Staub getreten und selbst sein Leben bedroht. Voller Wuth und Verzweiflung rief er den edelgesinnten Landgrafen an, sein Leben zu schützen, ja noch mehr, die Entscheidung des Streites über die Meisterschaft des Gesanges dem berühmtesten Sänger der Zeit, dem Meister Klingsohr, zu überlassen. „Es ist,“ sprach der Landgraf, „nunmehr mit Euch und den Meistern so weit gekommen, daß es noch um anderes gilt, als um die Meisterschaft des Gesanges. Ihr habt in Euren wahnsinnigen Liedern mich, Ihr habt die holden Frauen an meinem Hofe schwer beleidigt. Euer Kampf betrifft also nicht mehr die Meisterschaft allein, sondern auch meine Ehre, die Ehre der Damen. Doch soll alles im Wettlingen ausgemacht werden, und ich gestatte es, daß Euer Meister Klingsohr selbst entscheide. Einer von meinen Meistern, das Loos soll ihn nennen, stellt sich euch gegenüber, und die Materie, worüber zu singen, möget Ihr beide dann selbst wählen. — Aber der Hentel soll mit entblößtem Schwerte hinter Euch stehen, und wer verliert, werde augenblicklich hingerichtet. — Gehet, schafft, daß Meister Klingsohr binnen Jahresfrist nach der Wartburg komme, und den Kampf auf Tod und Leben entscheide.“ — Heinrich von Osterdingen machte sich davon, und so war zur Zeit die Ruhe auf der Wartburg wieder hergestellt.

Die Lieder, welche die Meister wider Heinrich von Osterdingen gesungen, waren damals der Krieg von Wartburg geheissen.

Meister Klingsohr kommt nach Eisenach.

Beinahe ein Jahr war verfloßen, als die Nachricht nach der Wartburg kam, daß Meister Klingsohr wirklich in Eisenach angelangt, und bei dem Bürger, Helgrefe geheissen, vor dem St. Georgenthore eingezogen sey. Die Meister freuten sich nicht wenig, daß nun wirklich der böse Streit mit Heinrich von Osterdingen geschlichtet werden sollte; keiner war aber so voller Ungeduld, den weltberühmten Mann von Angesicht zu Angesicht zu schauen, als Wolfram von Eschinbach. Mag es seyn, sprach er zu sich selbst, daß, wie die Leute sagen, Klingsohr bösen Künsten ergeben ist, daß unheimliche Mächte ihm zu Gebote stehen, ja ihm wohl gar geholfen zur Meisterschaft in allem Wissen. Aber wächst nicht der edelste Wein auf der verglühnten Lava? Was geht es den dürstenden Wanderer an, daß die Trauben, an denen er sich erlabt, aus der Gluth der Hölle selbst emporgekeimt sind? So will ich mich an des Meisters tiefer Wissenschaft und Lehre erfreuen, ohne weiter zu forschen, und ohne mehr davon zu bewahren, als was ein reines frommes Gemüth in sich zu tragen vermag.

Wolfram machte sich alsbald auf nach Eisenach. Als er vor das Haus des Bürgers Helgrefe kam, fand er einen Haufen Leute versammelt, die alle sehnsüchtig nach dem Erker hinaufblickten. Er erkannte unter ihnen viele junge Leute als Schüler des Gesanges, die hörten nicht auf, dieses, jenes von dem berühmten Meister vorzubringen. Der eine hatte die Worte aufgeschrieben, die Klingsohr gesprochen, als er zu Helgrefe eingetreten, der andere wußte genau, was der Meister zu Mittag gespeiset, der dritte behauptete, daß ihn der Meister wirklich angeblickt und gelächelt, weil er ihn als Sängerknabe erkannt am Barret, das er genau so trage wie Klingsohr, der vierte fing sogar ein Lied an, von dem er behauptete, es sey nach Klingsohrs Weise gedichtet. Genau, es war ein unruhiges Treiben hin und her. Wolfram von Eschinbach drang endlich mit Mühe durch, und trat ins Haus. Helgrefe hieß ihn freundlich willkommen, und ließ hinauf, um ihn seinem Begehren gemäß bei dem Meister meiden zu lassen. Da hieß es aber, der Meister sey im Studiren begriffen, und könne jetzt mit niemandem sprechen. In zwei Stunden solle man wiederum anfragen. Wolfram mußte sich diesen Aufschub gefallen lassen. Nachdem er nach zwei Stunden wieder gekommen, und noch eine Stunde gewartet, durfte Helgrefe ihn hinaufführen. Ein seltsam in bunter Seide geleibeter Diener öffnete die Thüre des Gemachs, und Wolfram trat hinein. Da gewahrte er einen großen stattlichen Mann, in einem langen Salar von dunkelrothem Sammt mit weiten Ermeln und mit Joch reich besetzt, geleidet, der mit langsamen gravitätischen Schritten die Stube entlang hin und her wandelte. Sein Gesicht war beinahe anzusehen, wie die heidnischen Bildner ihren Gott Jupiter darzustellen pflegten, solch ein gebieterischer Ernst lag auf der Stirne, solch drohende Flammen bligten aus den großen Augen. Am Rinn und Wangen legte sich ein wohlgefräufelter schwarzer Bart, und das Haupt bedeckte ein fremdgeformtes Barret, aber ein sonderbar verchlungenes Tuch, man konnte das nicht unterscheiden. Der Meister hatte die Arme vor der Brust über einander geschlagen, und sprach mit hellklingender Stimme im Auf- und Abschreiten Worte, die Wolfram gar nicht verstand. Sich im Zimmer umschauend, das mit Büchern und allerlei wunderlichen Geräthschaften angefüllt war, erblickte Wolfram in einer Ecke ein kleines, kaum drei Fuß hohes, altes, blaßes Männlein, das auf einem hohen Stuhl vor einem Pulte saß, und mit einer silbernen Feder auf einem großen Pergamentblatt emsig alles aufzuschreiben schien, was Meister Klingsohr sprach. Es hatte eine feine Weile gebauert, da fielen endlich des Meisters klare Blicke auf Wolfram von Eschinbach, und, mit dem Sprechen inne haltend, blieb er in der Mitte des Zimmers stehen. Wolfram begrüßte den Meister nun mit anmuthigen Versen im scherzenden Ton. Er sagte, wie er gekommen sey, um sich zu erbauen an Klingsohrs hoher Meisterschaft, und bat, er solle nun ihm antworten im gleichen Ton, und so seine Kunst hören lassen. Da maß ihn der Meister mit zornigen Blicken von Kopf bis zu Fuß, und sprach dann: „Ei, wer seyd ihr denn, junger Gesell! daß Ihr es wagt, hier so mit Euren albernen Versen hereinzubringen, und mich sogar heraus zu fordern, als sollte es ein Wettlingen gelten? Da! Ihr seyd ja wohl Wolfram von Eschinbach, der allerunschickteste, ungelehrteste Laie von allen, die sich dort oben auf der Wartburg Meister des Gesanges nennen.“ — Nein, mein lieber Knabe, Ihr müßt wohl noch etwas wachsen, ehe Ihr Euch mit mir zu messen Verlangen tragen könnt.“ Einen solchen Empfang hatte Wolfram von Eschinbach gar nicht erwartet. Das Blut wallte ihm auf vor Klingsohrs schönen Worten, er fühlte

lebhafter als jemals die ihm inwohnende Kraft, die ihm die Macht des Himmels verliehen. Ernst und fest blickte er dem stolzen Meister ins Auge, und sprach dann: „Ihr thut gar nicht gut, Meister Klingsohr, daß Ihr in solchen bitteren, harten Ton fallt, statt mir lieblich und freundlich, wie ich Euch begrüßte, zu antworten. Ich weiß es, daß Ihr mir in aller Wissenschaft und wohl auch in der Kunst des Gesanges weit überlegen seyd; aber das berechtigt Euch nicht zu der eiteln Prahlerci, die Ihr als Eurer unwürdig verachten müßtet. Ich sage es Euch frei heraus, Meister Klingsohr! daß ich nummehr das glaube, was die Welt von Euch behauptet. Die Macht der Hölle sollt Ihr bezwingen, Umgang mit bösen Geistern sollt Ihr haben, mittelst der unheimlichen Wissenschaften, die Ihr getrieben. Daher soll Eure Meisterschaft kommen, weil Ihr aus der Tiefe die schwarzen Geister ins helle Leben heraus beschworen, vor denen sich der menschliche Geist entsetzt. Und so ist es nur dieses Entsetzen, was Euch den Sieg verschafft, und nicht die tiefe Nahrung der Liebe, welche aus dem reinen Gemüth des Sängers strömt in das verwandte Herz, das in süßen Tönen gefangen, ihm unterthan wird. Daher seyd Ihr so stolz, wie kein Sänger es seyn kann, der reinen Herzens geblieben.“ „Hoho,“ erwiderte Meister Klingsohr, „hoho, junger Gesell, verleiht Euch nicht so hoch! — Was meinen Umgang mit unheimlichen Mächten betrifft, davon schweigt, das versteht Ihr nicht. Daß ich daher meine Meisterschaft des Gesanges, dem zu verdanken haben soll, das ist das abgeschmackte Gewäsch einfältiger Kinder. Aber sagt mir doch, woher Euch die Kunst des Gesanges gekommen? Glaubt Ihr, daß ich nicht wüßte, wie zu Siegebrennen in Schottland Meister Friedebrand Euch einige Bücher borgte, die Ihr undankbar nicht zurückgibt, sondern an Euch behielt, alle Eure Lieder daraus schöpfend? Hei! — hat mir der Teufel geholfen, so half Euch Euer undankbares Herz.“ Wolfram erschrak beinahe vor diesem häßlichen Vorwurf. Er legte die Hand auf die Brust, und sprach: „So wahr mir Gott helfe! — Der Geist der Lüge ist mächtig in Euch, Meister Klingsohr — Wie hätte ich denn meinen hohen Meister Friedebrand so schändlich betrügen sollen um seine herrliche Schriften. Wißt, Meister Klingsohr, daß ich diese Schriften nur so lange, wie Friedebrand es wollte, in den Händen behielt, daß er sie dann von mir wieder nahm. Habt Ihr denn nie Euch aus den Schriften anderer Meister belehrt?“ „Mag,“ fuhr Meister Klingsohr fort, ohne auf Wolframs Rede sonderlich zu achten, „mag dem seyn wie ihm wolle, woher möget Ihr denn nun Eure Kunst haben? Was berechtigt Euch, Euch mir gleich zu stellen? Wißt Ihr nicht, wie ich zu Rom, zu Paris, zu Krakau den Studien fleißig obgelegen, wie ich selbst nach den fernsten Morgenländern gereiset, und die Geheimnisse der weisen Araber erforscht, wie ich dann auf allen Singschulen das Beste gethan, und wider alle, die in den Streit mit mir gegangen, den Preis errungen, wie ich ein Meister der sieben freien Künste worden? — Aber Ihr, der Ihr, entfernt von aller Wissenschaft und Kunst, in dem dden Schweizerlande gehaufet, der Ihr ein in aller Schrift unerfahrener Laie geblieben, wie solltet Ihr denn zur Kunst des wahren Gesanges kommen?“ Wolframs Zorn hatte sich indessen ganz gelegt, welches wohl daher rühren mochte, daß bei Klingsohrs prahlerischen Reden die köstliche Gabe des Gesanges in seinem Innern heller und freudiger hervorleuchtete: wie die Sonnenstrahlen schöner funkeln, wenn sie siegend durch die düstern Wolken brechen, die der wilde Sturm herangejagt. Ein miltedes anmuthiges Lächeln hatte sich über sein ganzes Antlitz gelegt, und er sprach mit ruhigem, gefassten Ton

zu dem zornigen Meister Klingsohr: „Ei, mein lieber Meister, wohl könnte ich Euch entgegenen, daß, habe ich gleich nicht zu Rom und Paris studirt, suchte ich gleich nicht die weisen Araber auf in ihrer eigenen Heimath, ich doch nächst meinem hohen Meister Friedebrand, dem ich nachzog bis ins tiefe Schottland, noch viele gar kunstreiche Sänger vernahm, deren Unterricht mir vielen Nutzen brachte, daß ich an vielen Höfen unserer hohen deutschen Fürsten gleich Euch den Preis des Gesanges gewann. Ich meine aber, daß wohl aller Unterricht, alles Vernehmen der höchsten Meister mir gar nichts geholfen haben würde, wenn die ewige Macht des Himmels nicht den Funken in mein Inneres gelegt hätte, der in den schönen Strahlen des Gesanges aufgeglommen, wenn ich nicht mit liebendem Gemüth alles Falsche und Böse von mir fern gehalten und noch hielt, wenn ich nicht mich mühte, in reiner Begeisterung nur das zu singen, was meine Brust mit freudiger, süßer Behmuth ganz und gar erfüllt.“

Selbst wußte Wolfram von Eschinbach nicht, wie es geschah, daß er ein herrliches Lied im glühnen Ton begann, das er erst vor Kurzem gebichtet.

Meister Klingsohr ging voller Wuth auf und ab; dann blieb er vor Wolfram stehen, und blickte ihn an, als wolle er ihn durchbohren mit seinen starren, glühenden Augen. Als Wolfram geendet, legte Klingsohr beide Hände auf Wolframs Schulter, und sprach sanft und gelassen: „Nun, Wolfram, weil Ihr es denn nicht anders wollt, so laßt uns um die Wette singen in allerlei künstlichen Tönen und Weisen. Doch laßt uns anders wohin gehen, das Gemach taugt zu dergleichen nicht, und Ihr sollt überdem einen Becher edlen Weins mit mir genießen.“

In dem Augenblick stürzte das kleine Männlein, das erst geschrieben, hinab von dem Stuhle, und gab bei dem harten Fall auf den Boden einen feinen ächzenden Laut von sich. Klingsohr drehte sich rasch um, und stieß mit dem Fuße den Kleinen in den unter dem Pulte befindlichen Schrank, den er verschloß. Wolfram hörte das Männlein leise weinen und schluchzen. Nun schlug Klingsohr die Bücher zu, welche ringsumher offen herumlagen, und jedesmal, wenn ein Deckel niederklappte, ging ein seltsamer schauerlicher Ton, wie ein tiefer Todesseufzer, durch das Zimmer. Wunderliche Wurzelin nahm nun Klingsohr in die Hand, die in dem Augenblick anzusehen waren wie fremde unheimliche Creaturen, und mit den Faden und Aesten zappelten, wie mit Armen und Beinen, ja oft zuckte ein kleines, verzerrtes Menschengesichtlein hervor, das auf häßliche Weise grünte und lachte. Und dabei wurde es in den Schränken ringsumher unruhig, und ein großer Vogel schwirrte in ihrem Fluge umher mit goldgleisendem Fittig. Die tiefe Abenddämmerung war eingebrochen, Wolfram fühlte sich von tiefem Grauen erfaßt. Da nahm Klingsohr aus einer Kapsel einen Stein hervor, der sogleich im ganzen Gemach den hellsten Sonnenglanz verbreitete. Alles wurde still, und Wolfram sahe und hörte nichts mehr von dem, was ihm erst Entsetzen erregt.

Zwei Diener, so seltsamlich in bunte Seide gekleidet, wie der, welcher erst die Thüre des Gemachs geöffnet, traten herein mit prächtigen Kleidern, die sie dem Meister Klingsohr anlegten.

Weide, Meister Klingsohr und Wolfram von Eschinbach, gingen nun zusammen nach dem Rathsteller.

Sie hatten auf Versöhnung und Freundschaft getrunken, und sangen nun wider einander in den verschiedensten künstlichsten Weisen. Kein Meister war zugegen, der hätte entscheiden können, wer den andern besieget; aber jeder würde den Klingsohr für überwunden gehalten haben. Denn so sehr er sich in großer Kunst, in mächtigem Verstande mühte, niemals konnte er nur im

mindesten die Stärke und Anmuth der einfachen Lieder erreichen, welche Wolfram von Eschinbach vorbrachte.

Wolfram hatte eben ein gar herrliches Lied geendet, als Meister Klingsohr zurückgelehnt in den Polsterstuhl, den Blick niedergeschlagen, mit gedämpfter, düstrier Stimme sprach: „Ihr habt mich vorhin übermüthig und prahlerisch genannt, Meister Wolfram, aber sehr würdet Ihr irren, wenn Ihr etwa glaubtet, daß mein Blick, verblendet durch einfältige Eitelkeit, nicht sollte die wahre Kunst des Gesanges erkennen können; ich möge sie nun antreffen in der Wildnis, oder in dem Meisteraal, Keiner ist hier, der zwischen uns richten könnte; aber ich sage Euch, Ihr habt mich überwunden, Meister Wolfram, und daß ich Euch das sage, daran möget Ihr auch die Wahrhaftigkeit meiner Kunst erkennen.“ „Ei, mein lieber Meister Klingsohr,“ erwiderte Wolfram von Eschinbach, „wohl mocht' es seyn, daß eine besondere Freudigkeit, die in meiner Brust aufgegangen, meine Lieder mir heute besser gelingen ließ, als sonst; aber ferne sey es von mir, daß ich mich deshalb über Euch stellen sollte. Vielleicht war heute Euer Inneres verschlossen. Pfllegt es denn nicht zu geschehen, daß manchmal eine drückende Last auf einem ruht, wie ein düstrier Nebel auf heller Wiese, vor dem die Blumen nicht vermögen ihre glänzenden Häupter zu erheben? Aber erklärt Ihr Euch heute auch für überwunden, so habe ich doch in Euren schönen Liedern gar Herrliches vernommen, und es kann seyn, daß morgen Ihr den Sieg erringet.“

Meister Klingsohr sprach: „Wozu hilft Euch Eure fromme Bescheidenheit!“ sprang dann schnell vom Stuhle auf, stellte sich, den Rücken Wolfram zugekehrt, unter das hohe Fenster, und schaute schweigend in die bleichen Mondesstrahlen, die aus der Höhe herabsielen.

Das hatte wohl einige Minuten gedauert, da drehte er sich um, ging auf Wolfram los, und sprach, indem ihm die Augen vor Jörn funkelten, mit starker Stimme: „Ihr habt Recht, Wolfram von Eschinbach, über finst're Mächte gebietet meine Wissenschaft, unser inneres Wesen muß uns entzweien. Mich habt Ihr überwunden, aber in der Nacht, die dieser folgt, will ich Euch einen schicken, der Nafias heißen. Mit dem beginnt ein Wettsingen, und seht Euch vor, daß der Euch nicht überwinde.“

Damit stürmte Meister Klingsohr fort zur Thüre des Rathskellers hinaus.

Nafias kommt in der Nacht zu Wolfram von Eschinbach.

Wolfram wohnte in Eisenach dem Brothause gegen über bei einem Bürger, Gottschalk heißen. Das war ein freundlicher frommer Mann, der seinen Gast hoch in Ehren hielt. Es mochte wohl seyn, daß, unerachtet Klingsohr und Eschinbach auf dem Rathskeller sich einsam und unbelauscht geglaubt, doch manche, vielleicht von jenen jungen Schülern des Gesanges, die dem berühmten Meister auf Schritt und Tritt folgten, und jedes Wort, das von seinen Lippen kam, zu erfassen suchten, Mittel gefunden hatten, das Wettsingen der Meister zu erhören. Durch ganz Eisenach war das Gerücht gedrungen, wie Wolfram von Eschinbach den großen Meister Klingsohr im Gesange besieget, und so hatte auch Gottschalk es erfahren. Voller Freude lief er hinauf zu seinem Gast, und fragte, wie das nur habe geschehen können, daß sich der stolze Meister auf dem Rathskeller in ein Wettsingen eingelassen? Wolfram erzählte getreulich, wie sich alles begeben, und verschwie

nicht, wie Meister Klingsohr gedroht, ihm in der Nacht einen auf den Hals zu schicken, der Nafias heißen, und mit dem er um die Wette singen solle. Da erblaste Gottschalk vor Schreck, schlug die Hände zusammen, und rief mit wehmüthiger Stimme: „Ach du Gott im Himmel, wißt Ihr's denn nicht, lieber Herr, daß es Meister Klingsohr mit bösen Geistern zu thun hat, die ihm unterthan sind und seinen Willen thun müssen? Helgese, bei dem Meister Klingsohr Wohnung genommen, hat seinen Nachbarn die wunderlichsten Dinge von seinem Treiben erzählt. Zur Nachtzeit soll es oft seyn, als wäre eine große Gesellschaft versammelt, obschon man niemand ins Haus gehen sehen, und dann beginne ein seltsames Singen und tolles Wirthschaften, und blendendes Licht strahle durch die Fenster! Ach, vielleicht ist dieser Nafias, mit dem er Euch droht, der böse Feind selbst, der Euch ins Verderben stürzen wird! — Zieht fort, lieber Herr, wartet den bedrohlichen Besuch nicht ab, ja ich beschwöre Euch: zieht fort.“ — „Ei,“ erwiderte Wolfram von Eschinbach, „lieber Hauswirth Gottschalk, wie sollt' ich denn scheu dem mir gebotenen Wettsingen ausweichen, das wäre ja gar nicht Meistersängers Art. Mag nun Nafias ein böser Geist seyn oder nicht, ich erwarte ihn ruhig. Vielleicht überredet er mich mit allerlei acherontischen Liedern; aber vergebens wird er versuchen, meinen frommen Sinn zu behören und meiner unsterblichen Seele zu schaden.“ „Ich weiß es schon,“ sprach Gottschalk, „Ihr seyd ein gar muthiger Herr, der eben den Teufel selbst nicht fürchtet. Wollt Ihr denn nun durchaus hier bleiben, so erlaubt wenigstens, daß künftige Nacht mein Knecht Jonas bei Euch bleibe. Das ist ein tüchtiger frommer Mensch mit breiten Schultern, dem das Singen durchaus nicht schadet. Solltet Ihr nun etwa vor dem Teufelsgeplerte schwach und ohnmächtig werden, und Nafias Euch was anhaben wollen, so soll Jonas ein Geschrei erheben, und wir rücken dann an mit Wasser und geweiheten Kerzen. Auch soll der Teufel den Geruch von Bisam nicht vertragen können, den in einem Säckchen ein Capuziner auf der Brust getragen. Den will ich ebenfalls in Bereitschaft halten, und sobald Jonas geschrien, dorthin rüchern, daß der Meister Nafias im Singen der Athem vergehen soll.“ Wolfram von Eschinbach lächelte über seines Hauswirths gutmüthige Besorglichkeit, und meinte, er sey nun einmal auf Alles gefaßt, und wolle es schon mit dem Nafias aufnehmen. Jonas, der fromme Mensch mit breiten Schultern und gewappnet gegen alles Singen, möge aber immerhin bei ihm bleiben. Die verhängnisvolle Nacht war hereingebrochen. Noch blieb alles still. Da schwirrten und dröhnten die Gewichte der Kirchtur, es schlug zwölfe. Ein Windstoß brauste durch das häßliche Stimmen heulten durcheinander, und ein wildes krächzendes Angstgeschrei, wie von verschreckten Nachtvögeln, fuhr auf. Wolfram von Eschinbach hatte allerlei schönen frommen Dichtergedanken Raum gegeben, und des bösen Besuchs beinahe vergessen. Jetzt rann doch Eisshauer durch sein Inneres, er fastete sich aber mit Nacht zusammen, und trat in die Mitte des Gemachs. Mit einem gewaltigen Schlage, von dem das ganze Haus erdröhnte, sprang die Thüre auf, und eine große, von rothem Feuer glanze umflossene Gestalt stand vor ihm, und schaute ihn an mit glühenden, tückischen Augen. Die Gestalt war von solch greulichem Ansehen, daß wohl manchem andern aller Muth entflohen, ja daß er, von wildem Entsetzen erfaßt, zu Boden gesunken, doch Wolfram hielt sich aufrecht, und fragte mit frommem, nachdrücklichen Ton: „Was habt Ihr des Teufels zu thun oder zu suchen?“ Da rief die Gestalt mit

drig gellender Stimme: „Ich bin Nafias, und gekommen, mit Euch zu gehen in den Kampf der Sängerkunst.“ Nafias schlug den großen Mantel auseinander, und Wolfram gewahrte, daß er unter den Armen eine Menge Bücher trug, die er nun auf den Tisch fallen ließ, der ihm zur Seite stand. Nafias fing auch alsbald ein wunderliches Lied an von den sieben Planeten und von der himmlischen Sphären-Musik, wie sie in dem Traum des Scipio beschrieben, und wechselte mit den künstlichsten seltsamsten Weisen. Wolfram hatte sich in seinen großen Polsterstuhl gesetzt, und hörte ruhig mit niedergeschlagenen Blicken alles an, was Nafias vorbrachte. Als der nun sein Lied endlich geschlossen, begann Eschinbach eine schöne fromme Weise von geistlichen Dingen. Da sprang Nafias hin und her, und wollte dazwischen plerren und mit den schweren Büchern, die er mitgebracht, nach dem Sänger werfen; aber je heller und mächtiger Wolframs Lied wurde, desto mehr verblaßte Nafias Feuerglanz, desto mehr schrumpfte seine Gestalt zusammen, so daß er zuletzt eine Spange lang mit seinem rothen Mäntelchen und der dicken Halskrause an den Schranken auf- und abkletterte, wüthig quäkend und miauend. Wolfram, nachdem er geendet, wollte ihn ergreifen, da schob er aber plötzlich auf, so hoch wie er gewesen, und hauchte zischende Feuerflammen um sich her. „Hei hei!“ rief Nafias dann mit hoher entschlossener Stimme, „hei! spaße nicht mit mir, Geselle! Ein guter Theologe magst du seyn, und dich wohl verstehen auf die Spitzfindigkeiten und Lehren Eures dicken Buchs, aber darum bist du noch kein Sänger, der sich messen kann mit mir und meinem Meister. Laß uns ein schönes Liebeslied singen, und du magst dich dann vorsetzen mit deiner Meisterschaft.“ Nafias begann nun ein Lied von der schönen Helena und von den überschwenglichen Freuden des Vesnusberges. In der That klang das Lied gar verlockend, und es war, als wenn die Flammen, die Nafias um sich sprühte, zu lusterne Begierde und Liebeslust athmenden Düsten würden, in denen die süßen Töne auf und nieder wogten, wie gaukelnde Liebesgötter. So wie die vorigen Lieder, hörte Wolfram auch dieses ruhig mit niedergesenktem Blicke an. Aber bald war es ihm, als wandte er in den düstern Gängen eines lieblichen Gartens, und die holden Töne einer herrlichen Musik schlüpfen über die Blumenbeete hin, und brächen wie stimmendes Morgenroth durch das dunkle Laub, und das Lied des Bösen versinke in Nacht vor ihnen, wie der scheue Nachtvogel sich krächzend hinabstürzt in die tiefe Schlucht vor dem steigenden Tage. Und als die Töne heller und heller strahlten, bebte ihm die Brust vor süßer Ahnung und unaussprechlicher Sehnsucht. Da trat sie, sein einziges Leben, in vollem Glanz aller Schönheit und Holdseligkeit hervor aus dem dichten Gebüsch, und in tausend Liebesseufzern die herrlichste Frau grüßend, rauchten die Blätter und plätscherten die blanken Springbrunnen. Wie auf den Fittigen eines schönen Schwans, schwebte sie daher auf den Flügeln des Gesanges, und so wie ihr Himmelsblick ihn traf, war alle Seligkeit der reinsten, frömmsten Liebe entzündet in seinem Innern. Vergebens rang er nach Worten, nach Tönen. So wie sie verschwanden, warf er sich voll des seligsten Entzückens hin auf den bunten Rasen. Er rief ihren Namen in die Lüfte hinein, er umschlang in heißer Sehnsucht die hohen Lilien, er küßte die Rosen auf den glühenden Mund, und alle Blumen verstanden sein Glück, und der Morgenwind, die Taellen, die Büsche sprachen mit ihm von der unennbaren Lust frommer Liebe! — So gedachte Wolfram, während das Nafias fortfuhr mit seinen eiteln Liebesbechern, jenes Augenblicks, als er die Dame Mathilde zum erstenmal erblickte

in dem Garten auf der Wartburg, sie selbst stand vor ihm in der Holdseligkeit und Armuth wie damals, sie blickte ihn an wie damals, so fromm und liebend. Wolfram hatte nichts vernommen von dem Gesange des Bösen; als dieser aber nun schwieg, begann Wolfram ein Lied, das in den herrlichsten, gewaltigsten Tönen die Himmelseligkeit der reinen Liebe des frommen Sängers pries.

Unruhiger und unruhiger wurde der Böse, bis er endlich auf garstige Weise zu meckern und herumzuspriegen, und im Gemach allerlei Unfug zu treiben begann. Da stand Wolfram auf von seinem Polsterstuhl, und befahl dem Bösen, in Christus und der Heiligen Namen, sich davon zu packen. Nafias, heftige Flammen um sich sprühend, raffte seine Bücher zusammen, und rief mit höhnischem Gelächter: „Schnib, schnab, was bist du mehr denn ein grober Lai? darum gieb nur Klingsohr die Meisterschaft!“ — Wie der Sturm brauste er fort, und ein erstickender Schwefeldampf erfüllte das Gemach.

Wolfram öffnete die Fenster, die frische Morgenluft strömte hinein, und vertilgte die Spur des Bösen. Jonas fuhr auf aus dem tiefen Schlafe, in den er versunken, und wunderte sich nicht wenig, als er vernahm, daß schon alles vorüber. Er rief seinen Herrn herbei. Wolfram erzählte, wie sich alles begeben. Und hatte Gottschalk den edlen Wolfram schon zuvor hoch verehrt, so erschien er ihm jetzt wie ein Heiliger, dessen fromme Weihe die verderblichen Mächte der Hölle besiege. Als nun Gottschalk in dem Gemach zufällig den Blick in die Höhe richtete, da wurde er zu seiner Bestürzung gewahr, daß hoch über der Thüre in feuriger Schrift die Worte standen: Schnib, schnab, was bist du mehr denn ein grober Lai? darum gieb nur Klingsohr die Meisterschaft!

So hatte der Böse im Verschwinden die letzten Worte, die er gesprochen, hingeschrieben, wie eine Herausforderung auf ewige Zeiten. „Keine ruhige Stunde,“ rief Gottschalk, „kann ich hier verleben in meinem eigenen Hause, so lange die abscheuliche Teufelschrift, meinen lieben Herrn Wolfram von Eschinbach verhöhnd, dort an der Wand fortbrennt.“ Er lief auch straks zu Mauern, die die Schrift übertünchen sollten. Das war aber ein eitles Mühen. Eines Fingers dick strichen sie den Kalk über, und doch kam die Schrift wieder zum Vorschein, ja, als sie endlich den Mörtel weggeschlugen, brannte die Schrift doch wiederum hervor aus den rothen Ziegelsteinen. Gottschalk jammerte sehr, und bat Herrn Wolfram, er möge doch durch ein tüchtiges Lied den Nafias zwingen, daß er selbst die abscheulichen Worte weglösche. Wolfram sprach lächelnd, daß das vielleicht nicht in seiner Macht stehen möge, Gottschalk solle indessen nur ruhig seyn, da die Schrift, wenn er Eisenach verlasse, vielleicht von selbst verschwinden werde.

Es war hoher Mittag, als Wolfram von Eschinbach frohen Muthes und voll lebendiger Heiterkeit, wie einer, der den herrlichsten Hoffnungsschimmern entgegenziehet, Eisenach verließ. Unfern der Stadt kamen ihm in glänzenden Kleidern, auf schön geschmückten Rossen, begleitet von vieler Dienerschaft, der Graf Reinhard zu Mühlberg und der Schenk Walther von Bargel entgegen. Wolfram von Eschinbach begrüßte sie, und erfuhr, daß der Landgraf Hermann sie nach Eisenach sende, um den berühmten Meister Klingsohr feierlich abzuholen und zu geleiten nach der Wartburg. Klingsohr hatte zur Nachtzeit sich auf einen hohen Erker in Helgrefens Hause begeben, und mit großer Mühe und Sorgfalt die Sterne beobachtet. Als er nun seine astrologischen Linien zog, bemerkten ein paar

Schüler der Astrologie, die sich zu ihm gefunden, an seinem seltsamen Blick, an seinem ganzen Wesen, daß irgend ein wichtiges Geheimniß, welches er in den Sternen gelesen, in seiner Seele liege. Sie trugen keine Scheu, ihn darum zu befragen. Da stand Klingsohr auf von seinem Sige, und sprach mit feierlicher Stimme: Wisset, daß in dieser Nacht dem Könige von Ungarn, Andreas dem zweiten, ein Töchterlein geboren wurde. Die wird aber Elisabeth heißen, und ob ihrer Frömmigkeit und Tugend heilig gesprochen werden in künftiger Zeit von dem Papst Gregor dem Neunten. Und die heilige Elisabeth ist erkoren zum Weibe Ludwigs, des Sohnes Eures Herrn Landgrafen Hermann!

Die Prophezeiung wurde sogleich dem Landgrafen hinterbracht, der darüber tief bis in das Herz hinein erfreut war. Er änderte auch seine Gesinnung gegen den berühmten Meister, dessen geheimnißvolle Wissenschaft ihm einen solchen schönen Hoffnungsstern aufgehen lassen, und beschloß, ihn mit allem Prunk, als sey er ein Fürst und hoher Herr, nach der Wartburg geleiten zu lassen.

Wolfframb meinte, daß nun wohl gar darüber die Entscheidung des Sängerkampfes auf Tod und Leben unterbleiben werde, zumal Heinrich von Ofterdingen sich noch gar nicht gemeldet. Die Ritter versicherten dagegen, daß der Landgraf schon Nachricht erhalten, wie Heinrich von Ofterdingen angekommen. Der innere Burghof werde zum Kampfplatz eingerichtet, und der Scharfrichter Stempel aus Eisenach sey auch schon nach der Wartburg beschieden.

Meister Klingsohr verläßt die Wartburg. Entscheidung des Dichterkampfes.

In einem schönen hohen Gemach auf der Wartburg saßen Landgraf Hermann und Meister Klingsohr im traulichen Gespräch beisammen. Klingsohr versicherte nochmals, daß er die Constellation der vorigen Nacht, in die Elisabeths Geburt getreten, ganz und gar erschaut, und schloß mit dem Rath, daß Landgraf Hermann sofort eine Gesandtschaft an den König von Ungarn abschicken, und für seinen eifsfähigen Sohn Ludwig um die neugeborne Prinzessin werben lassen solle. Dem Landgrafen gefiel dieser Rath sehr wohl, und als er nun des Meisters Wissenschaft rühmte, begann dieser von den Geheimnissen der Natur, von dem Mikrokosmos und Makrokosmos so gelehrt und herrlich zu sprechen, daß der Landgraf, selbst nicht ganz unerfahren in dergleichen Dingen, erfüllt wurde von der tiefsten Bewunderung. „Si, Meister Klingsohr,“ sprach der Landgraf, „ich möchte beständig Eures lehrreichen Umgangs genießen. Verlaßt das unwirthbare Siebenbürgen, und zieht an meinen Hof, an dem, wie Ihr es einräumen werdet, Wissenschaft und Kunst höher geachtet werden, als irgendwo. Die Meister des Gesanges werden Euch aufnehmen wie ihren Herrn, denn wohl möget Ihr in dieser Kunst eben so reich begabt seyn, als in der Astrologie und andern tiefen Wissenschaften. Also bleibt immer hier, und gedenkt nicht zurückzukehren nach Siebenbürgen.“ „Erlaubt,“ erwiderte Meister Klingsohr, „mein hoher Fürst, daß ich noch in dieser Stunde zurückkehren darf nach Eisenach und dann weiter nach Siebenbürgen. Nicht so unwirthbar ist das Land, als Ihr es glauben möget, und dann meinen Studien so recht gelegen. Bedenkt auch weiter, daß ich unmöglich meinem Könige, Andreas dem zweiten, zu nahe treten darf, von dem ich ob meiner Bergwerkskunde, die ihm schon manchen an den edelsten Metallen reichen Schacht aufgethan, einen Jahreshalt von drei-

tausend Mark Silber genieße, und also lebe in der sorglosen Ruhe, die allein Kunst und Wissenschaft gedeihen läßt. Hier würde es nun, sollt' ich auch wech jenen Jahreshalt entbehren können, nichts als Jand und Streit geben mit Euren Meistern. Meine Kunst beruht auf andern Grundfesten, als die ibrige, und will sich nun auch dann ganz anders gestalten von innen und außen. Mag es doch seyn, daß ihr frommer Sinn und ihr reiches Gemüth (wie sie es nennen) ihnen gerne ist zum Dichten ihrer Lieder, und daß sie sich wie furchtsame Kinder nicht hinauswagen wollen in ein fremdes Gebiet, ich will sie darum gar nicht eben verachten, aber mich in ihre Reihe zu stellen, das bleibt unmöglich.“ „So werdet Ihr,“ sprach der Landgraf, „noch dem Streit, der sich zwischen Euren Schülern Heinrich von Ofterdingen und den andern Meistern entsponnen, als Schiedsrichter beizuhohnen?“ „Mit nichts,“ erwiderte Klingsohr, „wie könnt' ich denn das! und wenn ich es auch könnte, so würde ich es doch nicht wollen. Ihr selbst, mein hoher Fürst, entscheidet den Streit, indem Ihr nur die Stimme des Volks bekräftigt, die gewißlich laut werden wird. Nennet aber Heinrich von Ofterdingen nicht meinen Schüler. Es schien, als wenn er Muth und Kraft hätte, aber nur an der hitzern Schaale nagte er, ohne die Süßigkeit des Kerns zu schmecken! — Nun, bestimmst getrost den Tag des Kampfs, ich werde dafür sorgen, daß Heinrich von Ofterdingen sich pünktlich gestelle.“

Die dringendsten Bitten des Landgrafen vermochten nichts über den störrischen Meister. Er blieb bei seinen Entschlüssen, und verließ, vom Landgrafen reichlich beschenkt, die Wartburg.

Der verhängnißvolle Tag, an dem der Kampf der Sänger beginnen und enden sollte, war gekommen. In dem Burghofe hatte man Schranken gebauet, beinahe als sollte es ein Turnier geben. Mitten im Kreise befanden sich zwei schwarz behängte Sige für die kämpfenden Sänger, hinter denselben war ein hohes Schaffott errichtet. Der Landgraf hatte zwei eble, des Gesanges kundige Herren vom Hofe, eben dieselben, die den Meister Klingsohr nach der Wartburg geleiteten, den Grafen Meinhard zu Mähleberg und den Schenken Walter von Bargel zu Schiedsrichtern erwählt. Für diese und den Landgrafen war den kämpfenden gegenüber ein hohes reichbehängtes Gerüst errichtet, dem sich die Sige der Damen und der übrigen Zuschauer angeschlossen. Vor den Meistern war, den kämpfenden Sängern und dem Schaffott zur Seite, eine besondere schwarz behängte Bank bestimmt.

Tausende von Zuschauern hatten die Plätze gefüllt, aus allen Fenstern der Wartburg, ja von den Dächern guckte die neugierige Menge herab. Unter dem dampfenden Schall gedämpfter Pauken und Trompeten kam der Landgraf, von den Schiedsrichtern begleitet, aus dem Thor der Burg, und bestieg das Gerüst. Die Meistern in feierlichem Zuge, Walther von der Vogelweid an der Spitze, nahmen die für sie bestimmte Bank ein. Auf dem Schaffott stand mit zween Knechten der Scharfrichter aus Eisenach, Stempel, ein riesenhafter Kerl von wildem trotzigem Ansehen, in einen weiten blutrothen Mantel gewickelt, aus dessen Falten der funkelnde Griff eines ungeheuren Schwerts hervorblühte. Vor dem Schaffott nahm Pater Leonhard Platz, des Landgrafen Beichtvater, gesendet, um dem Besiegten beizusprechen in der Todesstunde.

Ein ahnungsbanges Schweigen, in dem jeder Schritt hörbar, ruhte auf der versammelten Menge. Man erwartete mit innerem Entsetzen das Unerhörte, das nun begeben sollte. Da trat, mit den Reichen seiner Würde angethan, des Landgrafen Marschall, Herr Franz

von Waldstromer, hinein in den Kreis, und verlas nochmals die Ursache des Streits und das unvorderrückliche Gebot des Landgrafen Hermann, nach welchem der im Gefange besiegte hingerichtet werden solle mit dem Schwert. Vater Leonhard erhob das Crucifix, und alle Meister, vor ihrer Bank mit entblößten Häuptern knieend, schworen, sich willig und freudig zu unterwerfen dem Gebot des Landgrafen Hermann. Sodann schwang der Scharfrichter Stempel das breite bligfunkelnde Schwert dreimal durch die Lüfte, und rief mit dröhnender Stimme: Er wolle den, der ihm in die Hand gegeben, richten nach bestem Wissen und Gewissen. Nun erschallten die Trompeten, Hr. Franz von Waldstromer trat in die Mitte des Kreises, und rief dreimal stark und nachdrücklich: Heinrich von Osterdingen — Heinrich von Osterdingen! — Heinrich von Osterdingen!

Und als habe Heinrich unbemerkt dicht an den Schranken auf das Verhallen des letzten Rufes gewartet, so stand er plötzlich bei dem Marschall in der Mitte des Kreises. Er verneigte sich vor dem Landgrafen und sprach mit festem Ton, er sey gekommen nach dem Willen des Landgrafen in den Kampf zu gehen mit dem Meister, der sich gegenüberstellen werde, und wolle sich unterwerfen dem Urtheil der erwählten Schiedsrichter. Darauf trat der Marschall vor die Meister hin mit einem silbernen Gefäß, aus dem jeder ein Loos ziehen mußte. So wie Wolfram von Eschinbach sein Loos entwickelte, fand er das Zeichen des Meisters, der zum Kampf bestimmt seyn sollte. Todeschrecken wollte ihn übermannen, als er gedachte, wie er nun gegen den Fremden kämpfen sollte; doch bald war es ihm, als sey es ja eben die gnadenreiche Nacht des Himmels, die ihn zum Kämpfer erwählt. Besiegt würde er ja gerne sterben, als Sieger aber auch eher selbst in den Tod gehen, als zugeben, daß Heinrich von Osterdingen unter der Hand des Henkers sterben sollte. Freudig mit heitrem Antlitz begab er sich auf den Platz. Als er nun dem Fremden gegenüber saß und ihm ins Antlitz schaute, hiesel ihn ein seltsames Grauen. Er sah des Freundes Züge, aber aus dem leichenblaffen Gesicht funkelten unheimlich glühende Augen ihn an, er mußte an Nafias denken.

Heinrich von Osterdingen begann seine Lieder, und Wolfram wollte sich beinahe entsetzen, als er dasselbe vernahm, was Nafias in jener verhängnisvollen Nacht gesungen. Er saßte sich jedoch mit Gewalt zusammen, und antwortete seinem Gegner mit einem hochherrlichen Liede, daß der Jubel von tausend Zungen in die Lüfte emporlörte, und das Volk ihm schon den Sieg zuerkennen wollte. Auf den Befehl des Landgrafen mußte jedoch Heinrich von Osterdingen weiter singen. Heinrich begann nun Lieder, die in den wunderbarlichsten Weisen solche Lust des Lebens athmeten, daß, wie von dem gluthvollen Blüthenhauch der Gewächse des fernen Jabiens berührt, alle in süße Betäubung versanken. Selbst Wolfram von Eschinbach fühlte sich entrückt in ein fremdes Gebiet, er konnte sich nicht auf seine Lieder, nicht mehr auf sich selbst besinnen. In dem Augenblick entstand am Eingange des Kreises ein Geräusch, die Zuschauer wichen auseinander. Wolframs durchbebt ein elektrischer Schlag, er erwachte aus dem träumerischen Hinbrüten, er blickte hin, und o Himmel! eben schritt die Dame Mathilde in aller Holdseligkeit und Amuth, wie zu jener Zeit, als er sie zum erstenmal im Garten auf der Wartburg sah, in den Kreis. Sie warf den seelenwollsten Blick der innigsten Liebe auf ihn. Da schwang sich die Luft des Himmels, das glühendste Entzücken jubelnd empor in demselben Liede, womit er in jener Nacht den Bösen bezwungen. Das Volk erkannte ihm mit stürmischem Getöse den Sieg zu. Der Landgraf erhob sich mit den Schiedsrichtern. Trompeten ertönten, der Marschall

nahm den Kranz aus den Händen des Landgrafen, um ihn dem Sängern zu bringen. Stempel rüstete sich, sein Amt zu verrichten; aber die Schergen, die den Besiegten fassen wollten, griffen in eine schwarze Rauchwolke, die sich brausend und zischend erhob, und schnell in den Lüften verbampfte. Heinrich von Osterdingen war verschwunden auf unbegreifliche Weise. Verwirrt, Entsetzt auf den bleichen Gesichtern, lief alles durcheinander; man sprach von Teufelsgestalten, von bösem Spuk. Der Landgraf versammelte aber die Meister um sich, und redete also zu ihnen: „Ich verstehe wohl jetzt, was Meister Klingsohr eigentlich gemeint hat, wenn er so seltsam und wunderlich über den Kampf der Sängern sprach und durchaus nicht selbst entscheiden wollte, und mag es ihm wohl Dank wissen, daß sich alles so fügte. Ist es nun Heinrich von Osterdingen selbst gewesen, der sich in den Kampf stellte, oder einer, den Klingsohr sandte statt des Schülers, das gilt gleich. Der Kampf ist entschieden, Euch zu Gunsten, ihr meine wackern Meister, und laßt uns nun in Ruhe und Einigkeit die herrliche Kunst des Gesanges ehren und nach Kräften fördern!“

Einige Diener des Landgrafen, die die Burgwacht gehabt, sagten aus, wie zur selben Stunde, als Wolfram von Eschinbach den vermeintlichen Heinrich von Osterdingen besiegt hatte, eine Gestalt, beinahe anzusehen wie Meister Klingsohr, auf einem schwarzen schnaubenden Rosse durch die Burgporten davon sprengt sey.

Beschluß.

Die Gräfin Mathilde hatte sich indessen nach dem Garten der Wartburg begeben, und Wolfram von Eschinbach war ihr dahin nachgefolgt.

Als er sie nun fand, wie sie unter schönen blühenden Bäumen auf einer blumigen Rasenbank saß, die Hände auf den Schoß gefaltet, das schöne Haupt in Schwermuth niedergehakt zur Erde, da warf er sich der holden Frau zu Füßen, keines Wortes mächtig. Mathilde umfing voll sehnsüchtigen Verlangens den Geliebten. Beide vergossen heiße Thränen vor süßer Wehmuth, vor Liebesschmerz. „Ach Wolfram,“ sprach Mathilde endlich, „ach Wolfram, wach ein böser Traum hat mich berückt, wie habe ich mich, ein unbedachtames verblendetes Kind, hingegeben dem Bösen, der mir nachstellte? Wie habe ich mich gegen Dich vergangen! Würst Du mir denn verzeihen können!“

Wolfram schloß Mathilden in seine Arme, und drückte zum erstenmal brennende Küsse auf den süßen Rosenmund der holdseligsten Frau. Er versicherte, wie sie fortwährend in seinem Herzen gelebt, wie er der bösen Macht zum Trost ihr treu geblieben, wie nur sie allein, die Dame seiner Gedanken, ihn zu dem Liede begeistert, vor dem der Böse gewichen. „D,“ sprach Mathilde, „o mein Geliebter, laß es Dir nur sagen, auf welche wunderbare Weise Du mich errettet hast aus den bösen Schlingen, die mir gelegt. In einer Nacht, nur kurze Zeit ist darüber verstrichen, umfingen mich seltsame, grauenvolle Bilder. Selbst wußt ich nicht, war es Lust oder Qual, was meine Brust so gewaltsam zusammenpreßte, daß ich kaum zu athmen vermochte. Von unwiderstehlichem Drange getrieben, fing ich an, ein Lied aufzuschreiben, ganz nach der Art meines unheimlichen Meisters; aber da betäubte ein wunderliches halb wohlklingendes, halb widrigklingendes Getöse meine Sinne, und es war, als habe ich statt des Liedes die schauerliche Formel aufgeschrieben, deren Bann die finstere Macht gehorchen müsse. Eine wilde entsetzliche Gestalt stieg auf, umfakte mich mit glühenden Armen, und wollte mich hinabreißen in den schwarzen Abgrund. Doch plötzlich leuchtete ein Lied durch die Finsterniß,

dessen Töne funkelten wie milder Sternenschimmer. Die finstre Gestalt hatte ohnmächtig von mir ablassen müssen, jetzt streckte sie aufs neue grimmig die glühenden Arme nach mir aus; aber nicht mich, nur das Lied, das ich gedichtet, konnte sie erfassen, und damit stürzte sie sich kreischend in den Abgrund. Dein Lied war es, das Lied, das Du heute sangst, das Lied, vor dem der Böse weichen mußte, war es, was mich rettete. Nun bin ich ganz dein, meine Lieder sind nur die treue Liebe zu Dir, deren überschwengliche Seligkeit keine Worte zu verkünden vermögen!" — Aufs neue sanken sich die Liebenden in die Arme, und konnten nicht aufhören von der überstandenen Qual, von dem süßen Augenblick des Wiederfindens zu reden.

Mathilde hatte aber in derselben Nacht, in welcher Wolfram den Nafias völlig überwand, im Traum das Lied deutlich gehört und verstanden, welches Wolfram damals in der höchsten Begeisterung der innigsten frömmsten Liebe sang, und dann auf der Wartburg im Kampf seinen Gegner besiegend, wiederholte.

Wolfram von Eschinbach saß zur späten Abendzeit einsam, auf neue Lieder sinnend, in seinem Gemach. Da trat sein Hauswirth Gottschalk zu ihm hinein und rief freudig: „O mein edler, würdiger Herr, wie hast Ihr mit Eurer hohen Kunst doch den Bösen besiegt. Verlöblich von selbst sind die häßlichen Worte in Eurem Gemach. Tausend Dank sey Euch gezollt. — Aber hier trage ich etwas für Euch bei mir, das in meinem Hause abgegeben worden zur weitem Förderung.“ Damit überreichte Gottschalk ihm einen zusammengefalteten, mit Wachs wohl versiegelten Brief.

Wolfram von Eschinbach schlug den Brief auseinander. Er war von Heinrich von Ofterdingen, und lautete also:

„Ich grüße Dich, mein herzlicher Wolfram! wie einier, der von der bösen Krankheit genesen ist, die ihm den schmerzlichsten Tod brohte. Es ist mir viel Seltsames begegnet, doch — laß mich schweigen über die Unbill einer Zeit, die hinter mir liegt wie ein dunkles, undurchdringliches Geheimniß. Du wirst noch der Worte gedenken, die Du sprachst, als ich mich voll thörigen Uebermuths der innern Kraft rühmte, die mich über Dich, über alle Meister erhöhe. Du sagtest damals, vielleicht würde ich mich plötzlich an dem Rande eines tiefen, bodenlosen Abgrunds befinden, preisgegeben den Wirbeln des Schwindels und dem Absturze nahe; dann würdest Du festen Muthes hinter mir stehen, und mich festhalten mit starken Armen. Wolfram! es ist geschehen, was Deine ahnende Seele damals weisagte. An dem Rande des Abgrundes stand ich, und Du hieltst mich fest, als schon verberbliche Schwindel mich betäubten. Dein schöner Sieg ist es, der, indem er Deinen Gegner vernichtete, mich dem frohen Leben wiedergab. Na mein Wolfram! vor Deinem Liede sanken die mächtigen Schleier, die mich umhüllten, und ich schaute wieder zum heitern Himmel empor. Muß ich Dich denn deshalb nicht doppelt lieben? — Du hast den Klingsohr als hohen Meister erkannt. Er ist es; aber wehe dem, der nicht begabt mit der eigenthümlichen Kraft, die ihm eigen, es wagt ihm gleich entgegenzustreben dem finstern Reich, das er sich erschlossen. — Ich habe dem Meister entsagt, nicht mehr schwanke ich trostlos umher an den Ufern des Hölleflusses; ich bin wiedergegeben der süßen Heimath. — Mathilde! — Nein, es war wohl nicht die herrliche Frau, es war ein unheimlicher Spuk, der mich erfüllte mit trügerischen Bildern eitter irdischer Lust! — Vergiß, was ich im Wahnsinn that. Grüße die Meister, und sage ihnen, wie es jetzt mit mir steht. Lebe wohl, mein innig geliebter Wolfram. Vielleicht wirst Du bald von mir hören!“

Einige Zeit war verstrichen, da kam die Nachricht nach der Wartburg, daß Heinrich von Ofterdingen sich am Hofe des Herzogs von Oesterreich, Leopolds des Siebenten, befinde, und viele herrliche Lieder singe. Bald darauf erhielt der Landgraf Hermann eine saubere Abschrift derselben, nebst den dabei gesetzten Singweisen. Alle Meister freuten sich herzlichlich, da sie überzeugt wurden, daß Heinrich von Ofterdingen allem Haischen entsagt, und trotz aller Versuchung des Bösen doch sein reines frommes Sängergemüth bewahrt hatte.

So war es Wolframs von Eschinbach hohe, dem reinsten Gemüth entströmende Kunst des Gesanges, die im glorreichen Siege über den Feind die Geliebte rettete und den Freund vom böstlichen Verderben.

Die Freunde urtheilten über Cyprians Erzählung auf verschiedene Weise. Theodor verwarf sie ganz und gar. Er behauptete, Cyprian habe ihm das schöne Bild von dem im tiefsten Gemüth begeisternten Heinrich von Ofterdingen, wie es ihm aus dem Novalis aufgegangen, durchaus verborben. Der herrliche Jüngling erschien, so wie er ihn dargestellt, unstet, wild, im Ansehen zerrissen, ja beinahe ruchtlos. Vorzüglich aber tadelt Theodor, daß die Sänger vor lauter Anstalten zum Gesange gar nicht zum Singen kämen. Dttmar pflichtete ihm zwar bei, meinte indessen, das wenigstens die Bischof im Vorbericht serapiontisch zu nennen. Cyprian möge sich nur hüten, irgend eine alte Chronik aufzuschlagen, da solche Leserei ihn, wie Figura zeige, sehr leicht in ein fremdes Gebiet verlocke, indem er, ein nicht heimischer Fremdling, und mit keinem sonderlichen Sinn begabt, in allen nur möglichen Irrwegen umher schwanke, ohne jemals den richtigen Steg und Weg finden zu können.

Cyprian schnitt ein verdrießliches Gesicht, sprang heftig auf, trat vor den Kamin, und war im Begriff sein zusammengelolltes Manuskript in das lodende Feuer zu werfen.

Da erhob sich Rothar, schritt rasch auf den verfluchten Freund los, drehte ihn bei den Schultern herum, laut aufschreiend, und sprach dann, einen feierlichen Zorn annehmend: Widerstehe, o mein Cyprianus! tapfer dem bösen Dichterbodmuths-Teufel, der Dich eben zupft, und Dir allerlei häßliche Dinge in die Ohren raunt. Ich will Dich anreden mit der Beschwörungsformel des wädrern Junkers Tobias von Mülp: „Komme komm! Tuck, tuck! — Mann! es streitet gegen alle Ehrbarkeit, mit dem Teufel Knicker zu spielen. Fort mit dem garstigen Schornsteinfeger!“ — Ha! Dein Gesicht heitert sich auf — Du lächelst? — Siehst Du nun wohl, wie ich Macht habe über den Bösen? — Aber nun noch ich heilenden Balsam träufeln auf die Wunden, die Dir der Freunde scharfe Reden geschlagen. Nennst Du mir den Vorbericht serapiontisch, so möchte ich doch von der Erscheinung Klingsohrs und des feurigen Teufels Nafias behaupten. Auch dünkt mir der kleine wimmrige automatische Sekretair kein zu verworfener Schmätzel. Tadelt Theodor die Art, wie Du den Heinrich von Ofterdingen darstellst, so fandest Du wenigstens zu Deinem Bilde die Vorzeichnung im Wagensheil. Meinst Du aber, daß die Sänger vor lauter Anstalten zum Gesange nicht zum Singen kommen, so weiß ich in der That nicht recht, was er damit sagen will. Er weiß es wohl leicht selbst nicht. Ich will nehmlich nicht hoffen, daß er von Dir verlangt, Du hättest einige Verselein, als er von den Sängern gesungenen Lieder einschreiben sollte. Eben, daß Du das nicht thatest, sondern es der Hand des Lesers überließest, sich die Gesänge selbst zu dichten, gereicht Dir zum großen Lob. — Verselein in einer

zählung wollen mir nehmlich deshalb nicht bebagen, weil sie in der Regel matt und lahm dazwischen hinken, und das Ganze nur fremdartig unterbrechen. Der Dichter, die Schwäche des Stoffs an irgend einer Stelle lebhaft fühlend, greift in der Angst nach den metrischen Krücken. Hüft er sich aber damit auch wirklich weiter, so ist solch ein Schreiten im gleichförmig wackelnden Klippklapp doch niemals der starke frische Schritt des Gesunden. Es ist aber wohl überhaupt eine eigne Mystifikation unserer Neueren, daß sie ihr Heil lediglich in dem äußern metrischen Bau suchen, nicht bedenkend, daß nur der wahrhaft poetische Stoff dem metrischen Fittig den Schwung giebt. Der sonnambule Rauch, den wohlklingende Verse ohne weitem sonderlichen Inhalt zu bewirken im Stande sind, gleicht dem, in den man wohl versallen mag, bei dem Klappern einer Mühle oder sonst! — Es schläft sich herrlich dabei! — Dieß alles im Vorbeigehen gesagt für unsern musikalischen Freund Theodor, den oft der Wohlklang leerer Verse bestricht, und den oft selbst ein sonnetischer Wahnsinn befallt, in dem er ganz verwunderliche automatische Ungeheuerchen schafft. — Nun zurück zu Dir, o mein Cyprianus! — Hüte Dich nicht mit Deinem Kampf der Sängere, denn auch mir will das Ding nicht recht gefallen, aber gerade den Feuertod verdient es nicht! — Folge den Gesetzen des Landes, die die Mißgeburt verschönen, welche einen menschlichen Kopf hat. Und nun meine ich sogar, daß Dein Kind nicht allein keine Mißgeburt zu nennen, sondern noch dazu, nächst dem menschlichen Kopf, auch nicht übel geformt ist, nur etwas schwächlich in den Gliedern! —

Cyprian schob das Manuskript in die Tasche, und sprach dann lächelnd: „Aber Freunde! kennt Ihr denn nicht meine Art und Weise? Wißt Ihr denn nicht, daß, wenn ich mich über etwanigen Tadel meiner Schöpfungen was weniges erbohe, dieß nur darum geschieht, weil ich ihre Schwäche und die Wichtigkeit des Tadels recht lebhaft im Innern fühle! — Doch aber nun kein Wort mehr von meiner Erzählung.“

Die Freunde kamen im Gespräch bald auf den mystischen Vingenz und seinen Wunderglauben zurück. Cyprian meinte, dieser Glaube müsse in jedem wahrhaft poetischen Gemüth wohnen, und eben deshalb habe auch Jean Paul über den Magnetismus solche hochherrliche Worte ausgesprochen, daß eine ganze Welt voll hämischer Zweifel dagegen nicht aufkomme. Nur in der Poesie liege die tiefere Erkenntniß alles Seyns. Die poetischen Gemüther wären die Lieblinge der Natur, und thörlich sey es, zu glauben, daß sie zürnen solle, wenn diese Lieblinge darnach trachteten, das Geheimniß zu errathen, das sie mit ihren Schleiern bedeckte, aber nur wie eine gute Mutter, die das kostliche Geschenk den Kindern verbüllt, damit sie sich desto mehr freuen sollen, wenn, ist ihnen die Enthüllung gelungen, die herrliche Gabe hervorfunkelt. „Doch nun,“ fuhr Cyprian fort, „vorzüglich Dir Dttmar zu Gefallen, ganz praktisch gesprochen, wenn, der die Geschichte des Menschengeschlechts mit tiefem Blick durchspäht, kann es entgehen, daß, so wie eine Krankheit gleich einem verheerenden Ungeheuer hervortritt, die Natur selbst auch die Waffen herbeischafft, es zu bekämpfen, zu besiegen. Und kaum ist dieß besiegt, als ein anderes Unthier neues Verderben bereitet, und auch wieder neue Waffen werden erfunden, und so bewährt sich der ewige Kampf, der den Lebensprozeß, den Organismus der ganzen Welt bedingt. — Wie wenn in dieser alles vergeistigenden Zeit, in dieser Zeit, da die innige Verwandtschaft, der geheimnißvolle Verkehr des physischen und physischen Prinzips klarer, bedeutender hervortritt, da jede Krankheit des Körpers sich ausdrückt im physischen Organismus, wie wenn da der Magnetis-

mus, die im Geist geschaffene Waffe wäre, die uns die Natur selbst darreicht, das im Geist wohnende Uebel zu bekämpfen?“

„Halt, halt,“ rief Dttmar, „wo gerathen wir hin! — Schon viel zu viel schwachten wir zuvor von einer Materie, die für uns doch ein fremdes Gebiet bleibt, in dem wir nur einige durch Farbe und Aroma verlockende Früchtlein pflücken zum poetischen Verbrauch, oder woraus wir höchstens ein hübsches Bäumchen verpflanzen dürfen in unsern kleinen poetischen Garten. Wie freute ich mich, daß Cyprians Erzählung das ermüdende Gespräch unterbrach, und nun laufen wir Gefahr, tiefer hinein zu fallen als vorher. — Von was anderm! — Doch still! — erst gebe ich Euch einen kleinen Pezzo von unserm Freundes mystischen Bemühungen, der Euch munten wird. — Die Sache ist kürzlich diese. — Vor geraumer Zeit war ich in einen kleinen Abendzirkel geladen, den unser Freund mit einigen Bekannten gebildet. Geschäfte hielten mich auf, es war sehr spät geworden, als ich hinging. Desfo mehr wunderte ich mich, daß, als ich vor die Stubenthüre trat, darin auch nicht das kleinste Geräusch, nicht der leiseste Laut zu vernehmen war. Sollte denn noch niemand sich eingefunden haben? So dachte ich, und drückte leise die Thüre auf. Da saß mein Freund mir gegenüber mit den andern um einen kleinen Tisch herum. Und alle steif und starr wie Bildsäulen schauten todtentleib, im tiefsten Schweigen, hinauf in die Höhe.

— Die Lichter stoben auf einem entfernten Tisch. Man bemerkte mich gar nicht. Voll Erstaunen trete ich näher. Da gewahre ich einen goldenen funkelnden Ring, der sich in den Lüften hin- und herschwingt, und dann sich im Kreise zu bewegen beginnt. Da murmelt dieser — jener: wunderbar — in der That — unerklärlich — seltsam etc. Nun kann ich mich nicht länger halten, und rufe laut: „Aber um des Himmelswillen, was habt ihr vor?“

„Da fahren sie alle in die Höhe, aber Freund Vingenz ruft mit seiner gellenden Stimme: „Abtrünniger! — obskurer Mikodemus, der wie ein Nachtwandler herein schleicht, und die herrlichsten Experimente unterbricht! Wißt, daß sich eben eine Erfahrung, die Ungläubige ohne Weiteres in die Kategorie der fabelhaften Wunder stellen, auf das herrlichste bewährt hat. Es kam darauf an, bloß durch den fest fixirten Willen die Pendelschwingungen eines Ringes zu bestimmen. — Ich unternahm es meinen Willen zu fixiren, und dachte fest die kreisförmige Schwingung. Lange, lange blieb der an einem seidenen Faden an der Decke befestigte Ring ruhig; doch endlich bewegte er sich in scharfer Diagonale nach mir her, und begann eben den Kreis, als Du uns unterbrachst.“ „Wie,“ sprach ich, „wäre es aber, lieber Vingenz, wenn nicht Dein fester Wille, sondern der Luftzug, der hineinströmte, als ich die Thüre öffnete, den haistarrig still hängenden Ring zur Schwingung vermocht?“ — „D Profaiker, Profaiker,“ rief Vingenz: aber alle lachten!“

„Ei,“ sprach Theodor, „die Pendelschwingungen des Ringes haben mich einmal halb wahnsinnig gemacht. So viel ist nehmlich gewiß, und jeder kann es versuchen, daß die Schwingungen eines goldenen einfachen Ringes, den man an einem feinen Faden über die flache Hand hält, sich ganz entschieden nach dem innern Willen bestimmen. Nicht beschreiben kann ich aber, wie tief, wie spukhaft diese Erfahrung auf mich wirkte. Unermüdet ließ ich den Ring nach meinem Willen in den verschiedensten Richtungen sich schwingen. Zuletzt gieng ich ganz fantastischer Weise so weit, daß ich mir ein förmliches Drakel schuf. Ich dachte nämlich im Innern: Wird dieß oder jenes geschehen, so soll der Ring die Diagonale vom kleinen Finger zum Daumen beschreiben, geschieht es aber nicht, die Fläche der Hand quer durchschneiden, u. s. w.“

„Allerliebste,“ rief Eotbar, „Du statuirtest also in Deinem eigenen Innern ein höheres geistiges Prinzip, das, auf mystische Weise von Dir beschworen, sich Dir kund thun sollte. Da hast Du den wahren spiritum familiare, den Sokratischen Genius.“

— Nun giebt es nur noch einen ganz kleinen Schritt bis zu den wirklichen Gespenster- und Spukgeschichten, die sehr bequem in der Einwirkung eines fremden psychischen Prinzips ihren Grund finden können.“

„Und,“ nahm Eyprian das Wort, „diesen Schritt thue ich wirklich, indem ich Euch auf der Stelle den wackersten Spuk aufstiche, den es jemals gegeben. — Die Geschichte hat das Eigenthümliche, daß sie von glaubhaften Personen verbürgt ist, und daß ich ihr allein die aufgeregte, oder, wenn Ihr wollt, verführte Stimmung zuschreiben muß, die Eotbar vorhin an mir bemerken wollte.“

Eyprian stand auf, und gieng, wie er zu thun pflegte, wenn irgend etwas so sein ganzes inneres Gemüth erfüllte, daß er die Worte ordnen mußte, um es auszusprechen, im Zimmer einigemal auf und ab.

Die Freunde lächelten sich schweigend an. Man las in ihren Blicken: Was werden wir nun wieder Abenteuerliches hören! —

Eyprian setzte sich, und begann:

„Ihr wißt, daß ich mich vor einiger Zeit, und zwar kurz vor dem letzten Feldzuge auf dem Gute des Obristen von P. befand. Der Obriste war ein munterer jovialer Mann, so wie seine Gemahlin die Ruhe, die Unbefangtheit selbst.“

Der Sohn befand sich, als ich dorten war, bei der Armee, so daß die Familie, außer dem Ehepaar, nur noch aus zwei Töchtern und einer alten Französin bestand, die eine Art von Gouvernante vorzustellen sich mühte, unerachtet die Mädchen schon über die Zeit des Gouvernirens hinaus schienen. Die älteste war ein munteres Ding, bis zur Ausgelassenheit lebendig, nicht ohne Geist, aber so wie sie nicht fünf Schritte gehen konnte, ohne wenigstens drei Entrechats zu machen, so sprang sie auch im Gespräch, in all ihrem Thum rastlos von einem Dinge zum andern. Ich habe es erlebt, daß sie in weniger als zehn Minuten sticte, las, zeichnete, sang, tanzte — daß sie in einem Moment weinte um den armen Cousin, der in der Schlacht geblieben. und die bitteren Thränen noch in den Augen in ein hell aufquiekendes Gelächter ausbrach, als die Französin unversehens ihre Tabacksdose über den kleinen Mops ausschüttete, der sofort entseßlich zu niesen begann, worauf die Alte lamentirte: Ah che fatalita! ah carino — poverino! — Sie pflegte nämlich mit besagtem Mops nur in italienischer Zunge zu reden, da er aus Padua gebürtig — und dabei war das Fräulein die lieblichste Blondine, die es geben mag, und in allen ihren seltsamen Caspricios voll Anmuth und Liebenswürdigkeit, so daß sie überall einen unwiderstehlichen Zauber übte, ohne es zu wollen.

Das seltsamste Widerspiel bildete die jüngere Schwester, Adalgunde geheissen. Vergebens ringe ich nach Worten, Euch den ganz eigenen wunderbaren Eindruck zu beschreiben, den das Mädchen auf mich machte, als ich sie zum erstenmale sahe. Denkt Euch die schönste Gestalt, das wunderherrlichste Antlitz. Aber eine Todtenblässe liegt auf Lippe und Wangen, und die Gestalt bewegt sich leise, langsam, gemessenen Schrittes, und wenn dann ein halbblaues Wort von den kaum geöffneten Lippen ertönt, und im weiten Saal verklingt, fühlt man sich von gespenstlichen Schauern durchbebt. — Ich überwand wohl bald diese Schauer, und mußte, als ich das tief in sich gekehrte Mädchen zum Sprechen vermochte, mir

selbst gesehen, daß das Seltsame, ja Spukhafte dieser Erscheinung nur im Aeußern liege, keinesweges sich aber aus dem Innern heraus offenbare. In dem Wenigen, was das Mädchen sprach, zeigte sich ein zarter weiblicher Sinn, ein heller Verstand, ein freundliches Gemüth. Keine Spur irgend einer Ueberspannung war zu finden, wiewohl das schmerzliche Lächeln, der thronenschwere Blick wenigstens irgend einen physischen Krankheitszustand, der auch auf das Gemüth des zarten Kindes feindlich einwirken mußte, vermuthen ließ. Sehr sonderbar fiel es mir auf, daß die Familie, keinen, selbst die alte Französin nicht ausgeschlossen, beängstigt schien, so wie man mit dem Mädchen sprach, und versuchte das Gespräch zu unterbrechen, sich darin manchmal auf gar erzwungene Weise einmischend. Das Seltsamste war aber, daß, so wie es Abends acht Uhr geworden, das Fräulein erst von der Französin, dann von der Mutter, Schwester, Vater gemahnt wurde, sich in ihr Zimmer zu begeben, wie man kleine Kinder zu Bette treibt, damit sie nicht übermüden, sondern fein ausschlafen. Die Französin begleitete sie, und so kam es, daß beide niemals das Abendessen, welches um neun Uhr angedichtet wurde, abwarten durften. Die Obristin, meine Verwunderung wohl bemerkend, warf einmal, um jeder Frage vorzubeugen, leicht hin, daß Adalgunde viel krankte, daß sie vorzüglich Abends um neun Uhr von Fieberanfällen heimgesucht werde, und daß daher der Arzt gerathen, sie zu dieser Zeit der unbedingtsten Ruhe zu überlassen. — Ich fühlte, daß es noch eine ganz andere Bewand mit dem Mädchen haben müsse, ohne irgend Deutliches ahnen zu können. Erst heute erfuhr ich den wahren entscheidenden Zusammenhang der Sache, und das Ereigniß, das den kleinen glücklichen Familienkreis auf furchtbare Weise verfort hat. —

Adalgunde war sonst das blühendste munterste Kind, das man nur sehen konnte. Ihr vierzehnter Geburtstag wurde gefeiert, eine Menge Gespielianen waren dazu eingeladen. Die süßen in dem schönen Boskett des Schloßgartens im Kreise umher, und scherzen und lachen, und kümmern sich nicht darum, daß immer finstrier und finstrier der Abend heraufzieht, da die lauen Juliusabende erquickend wehen, und erst jetzt ihre Luft recht aufsteht. In der magischen Dämmerung beginnen sie allerlei seltsame Tänze, indem sie Eifen und andere flinke Spielgeister vorstellen wollen. „Hört,“ ruft Adalgunde, „es im Boskett ganz finstrier geworden,“ „hört Kinder, nun will ich Euch einmal als die weise Frau erscheinen, von der unser alter verstorbenen Gärtner so oft erzählt hat. Aber da müßt Ihr mit mir kommen bis ans Ende des Gartens, dorthin, wo das alte Gemäuer steht.“ — Und damit wickelt sie sich in ihren weißen Shawl, und schwebt leichtfüßig fort durch den Laubgang, und die Mädchen laufen ihr nach in vollem Schikern und Lachen. Aber kaum ist Adalgunde an das alte halb eingefallene Gewölbe gekommen, als sie erstarrt — gelähmt an allen Gliedern stehen bleibt. Die Schloßuhr schlägt neun. „Seht Ihr nichts?“ ruft Adalgunde mit dem dumpfen kahlen Ton des tiefsten Entsetzens, „seht Ihr nichts — die Gestalt — die dicht vor mir steht — ist nicht — sie streckt die Hand nach mir aus — seht Ihr denn nichts?“ — Die Kinder sehen nicht das Mindeste, aber alle erfassen Angst und Grauen. Sie rennen fort, bis eine, die die beherzteste sich ermuntert, auf Adalgunde zuspringt, sie in die Arme fassen will. Aber in dem Augenblick sinkt Adalgunde todtähnlich zu Boden. Das des Mädchens gellendes Angstgeschrei eilt alles aus dem Schlosse herzu. Man bringt Adalgunden hinein. Sie erwacht endlich aus der Ohnmacht, und erzählt an allen Gliedern zitternd, daß, kaum sey sie vor das Gewölbe getreten, dicht vor ihr eine lustige Gestalt, wie in dem

gebüßt, gefunden, und die Hand nach ihr ausgestreckt habe. — Was war natürlicher, als daß man die ganze Erscheinung den wunderbaren Täuschungen des dämmernden Abendlichts zuschrieb. Adalgunde erholte sich in derselben Nacht so ganz und gar von ihrem Schreck, daß man durchaus keine bösen Folgen befürchtete, sondern die ganze Sache für völlig abgethan hielt. — Wie ganz anders begab sich Alles! — Kaum schlägt es den Abend darauf neun Uhr, als Adalgunde mitten in der Gesellschaft, die sie umgiebt, entsezt aufspringt, und ruft: „Da ist es — da ist es — seht Ihr denn nichts? — dacht vor mir steht es!“ — Genug, seit jenem unglückseligen Abend behauptete Adalgunde, so wie es Abends neune schlug, daß die Gestalt dicht vor ihr stehe und einige Sekunden weile, ohne daß irgend ein Mensch außer ihr auch nur das Mindeste wahrnehmen konnte, oder in irgend einer psychischen Empfindung die Nähe eines unbekanntesten geistigen Prinzips gespürt haben sollte. Nun wurde die arme Adalgunde für wahnsinnig gehalten, und die Familie schämte sich in seltsamer Verehrtheit dieses Zustandes der Tochter, der Schwester. Daher jene sonderbare Art, sie zu behandeln, deren ich erst erwähnte. Es fehlte nicht an Ärzten und an Mitteln, die das arme Kind von der fernen Idee, wie man die von ihr behauptete Erscheinung zu nennen beliebte, befreien sollten; aber alles blieb vergebens, und sie bat unter vielen Thränen, man möge sie doch nur in Ruhe lassen, da die Gestalt, die in ihren ungewissen unkenntlichen Zügen an und für sich selbst gar nichts Schreckliches habe, ihr kein Entsetzen mehr erzeuge, wiewohl es jedesmal nach der Erscheinung ihr zu Muthe sey, als wäre ihr Innerstes mit allen Gedanken hinausgewendet, und schwebte körperlos außer ihr selbst umher, wovon sie krank und matt werde. — Endlich machte der Obrist die Bekanntschaft eines berühmten Arztes, der in dem Hause stand, Wahnsinnige auf eine überaus pfiffige Weise zu heilen. Als der Obrist diesem entbte hatte, wie es sich mit der armen Adalgunde begeben, lachte er laut auf, und meinte, nichts sey leichter als diesen Wahnsinn zu heilen, der bloß in der überreizten Einbildungskraft seinen Grund finde. Die Idee der Erscheinung des Gespenstes sey mit dem Ausschlagen der neunten Abendstunde so fest verknüpft, daß die innere Kraft des Geistes sie nicht mehr trennen könne, und es käme daher nur darauf an, diese Trennung von außen her zu bewirken. Dieß könne aber nun wieder sehr leicht dadurch geschehen, daß man das Fräulein in der Zeit täusche, und die neunte Stunde vorübergehen lasse, ohne daß sie es wisse. Wäre dann das Gespenst nicht erschienen, so würde sie selbst ihren Wahn einsehen, und physische Erkräftigungsmittel würden dann die Cur glücklich vollenden. — Der unselige Rath wurde ausgeführt! — In einer Nacht stellte man sämtliche Uhren im Schlosse, ja selbst die Dorfsuhr, deren dumpfe Schläge herabsummten, um eine Stunde zurück, so daß Adalgunde, so wie sie am frühen Morgen erwachte, in der Zeit um eine Stunde irren mußte. Der Abend kam heran. Die kleine Familie war, wie gewöhnlich, in einem heiter verzieren Eckzimmer versammelt, kein Fremder zugegen. Die Obristin mühte sich, allerlei Lustiges zu erzählen; der Obrist fing an, wie es seine Art war, wenn er vorzüglich bei Laune, die alte Französin ein wenig aufzuziehen, worin ihm Auguste (das ältere Fräulein) beistand. Man lachte, man war fröhlicher als je. — Da schlägt die Wanduhr achte (es war also die neunte Stunde), und leichenblau sinkt Adalgunde in den Lehnstuhl zurück — das Nähzeug entfällt ihren Händen! Dann erhebt sie sich, alle Schauer des Entsetzens im Antlitze, starrt hin in des Zimmers öden Raum, murmelt dumpf und hoßl: „Was! — eine Stunde früher? — ha! seht Ihr's? — seht Ihr's? — da steht es dicht vor mir — dicht vor mir!“ — Alle

fahren auf vom Schrecken erfasst, aber als niemand auch nur das Mindeste gewahrt, ruft der Obrist: „Adalgunde! fasse Dich! es ist nichts, es ist ein Hirngepinnst, ein Spiel Deiner Einbildungskraft, was Dich täuscht; wir sehen nichts, gar nichts, und müßten wir, liebe dich wirklich dicht vor Dir eine Gestalt erschauen, sie nicht eben so gut wahrnehmen, als Du? — Fasse Dich — fasse Dich, Adalgunde!“ — „O Gott — o Gott,“ seufzte Adalgunde, „will man mich denn wahnsinnig machen! — Seht, da streckt es den weißen Arm lang aus nach mir — es winkt.“ — Und wie willenlos, unverwandten starren Blickes, greift nun Adalgunde hinter sich, faßt einen kleinen Teller, der zufällig auf dem Tische steht, reicht ihn vor sich hin in die Luft, läßt ihn los — und der Teller, wie von unsichtbarer Hand getragen, schwebt langsam im Kreise der Anwesenden umher, und läßt sich dann leise auf den Tisch nieder! — Die Obristin, Auguste, lagen in tiefer Ohnmacht, der ein hitziges Nervenfieber folgte. Der Obrist nahm sich mit aller Kraft zusammen; aber man merkte wohl an seinem verstörten Wesen die tiefe feindliche Wirkung jenes unerklärlichen Phänomens.

Die alte Französin hatte, auf die Knie gesunken, das Gesicht zur Erde gebeugt, still gebetet; sie blieb, so wie Adalgunde, frei von allen bösen Folgen. In kurzer Zeit war die Obristin hingerafft. Auguste überstand die Krankheit; aber wünschenswerther war gewiß ihr Tod, als ihr jetziger Zustand. — Sie, die volle, herrliche Jugendluft selbst, wie ich sie erst beschrieben, ist von einem Wahnsinn befallen, der mir wenigstens grauenvoller, entseztlicher vorkommt, als irgend einer, den jemals eine fixe Idee erzeugte. Sie bildet sich nehmlich ein, sie sey jenes unsichtbare körperlose Gespenst Adalgundens, flieht daher alle Menschen, oder hütet sich wenigstens, sobald ein anderer zugegen, zu reden, sich zu bewegen. Kaum magt sie es zu athmen; denn fest glaubt sie, daß, verrathe sie ihre Gegenwart auf diese, jene Weise, jeder vor Entsetzen des Todes seyn müsse. — Man öffnet ihr die Thüre, man setzt ihr Speisen hin; dann schlüpft sie verstohlen hinein und heraus — ist eben so heimlich u. s. w. Kann ein Zustand quaalvoller seyn? —

Der Obrist, ganz Gram und Verzweiflung, folgte den Fahnen zum neuen Feldzuge. Er blieb in der siegreichen Schlacht bei W. — Merkwürdig, höchst merkwürdig ist es, daß Adalgunde seit jenem verhängnißvollen Abende von dem Fantom befreit ist. Sie pflegt getreulich die kranke Schwester, und ihr steht die alte Französin bei. So wie Sylvester mir heute sagte, ist der Oheim der armen Kinder hier, um mit unserm wackeren N. — über die Kurmethode, die man allenfalls bei Augusten versuchen könne, zu Rathe zu geben. — Gebe der Himmel daß die unwahrscheinliche Rettung möglich!

Cyprian schwieg, und auch die Freunde blieben still, indem sie gedankenvoll vor sich hinschauten. Endlich brach Lotthar los: „Das ist ja eine ganz verdamnte Spukgeschichte! — Aber ich kann's nicht läugnen, mir bebte die Brust, unerachtet mir das ganze Ding mit dem schwebenden Teller kindisch und abgeschmackt bedünken will.“ „Nicht so rasch,“ nahm Dttmar das Wort, „nicht so rasch, lieber Lotthar! — Du weißt, was ich von Spukgeschichten halte, Du weißt, daß ich mich gegen alle Visionairs damit brüste, daß die Geisterwelt, unerachtet ich sie oft mit verwogener Keckheit in die Schranken rief, noch niemals sich bemühte mich für meinen Frevel zu züchtigen; aber Cyprians Erzählung giebt einen ganz andern Punkt zu bedenken, als den der bloßen Chimärischen Spukerei. — Mag es mit Adalgundens Fantom, mag es mit dem schwebenden Teller denn nun eine Verwandniß gehabt haben, welche es wolle, genug die That-

sache bleibt stehen: daß sich an jenem Abende in dem Kreise der Familie des Obristen von P. etwas zutrug, vorüber drei Personen zu gleicher Zeit in einen solchen verstörten Gemüthszustand geriethen, der bei einer den Tod, bei der andern Wahnsinn herbeiführte, wollen wir nicht auch, wenigstens mittelbar, den Tod des Obristen jenem Ereigniß zuschreiben. Denn eben fällt mir ein, von Offizieren gehört zu haben, der Obrist sey beim Angriff plötzlich wie von Furien getrieben ins feindliche Feuer hineingesprengt. Nun ist aber auch die Geschichte mit dem Keller so ohne alle Staffirung gewöhnlicher Spukgeschichten, selbst die Stunde allem spukischen Herkommen entgegen, und das Ganze so ungefucht, so einfach, daß gerade in der Wahrscheinlichkeit, die das Unwahrscheinlichste dadurch erhält, für mich das Grauenhafte liegt. Doch, nehmen wir an, daß Adelgundens Einbildung, Vater, Mutter, Schwester mit fortrif, daß der Keller nur innerhalb ihres Gehirns im Kreise umhergeschwebte, wäre diese Einbildung in einem Moment wie ein elektrischer Schlag drei Personen zum Tode treffend, nicht eben der entsetzlichste Spuk, den es geben könnte?"

„Allerdings,“ sprach Theodor, „und ich theile mit Dir Ottmar, das lebhafteste Gefühl, daß gerade in der Einfachheit der Geschichte ihre tiefsten Schauer liegen. — Ich kann mir es denken, daß ich den plötzlichen Schreck irgend einer grauenhaften Erscheinung wohl ertragen könnte, das unheimliche, den äußern Sinn in Anspruch nehmende Treiben eines unsichtbaren Wesens würde mich dagegen unfehlbar wahnsinnig machen. Es ist das Gefühl der gänzlichen hilflosen Ohnmacht, das den Geist zermahlen müßte. Ich erinnere mich, daß ich dem tiefsten Grausen kaum widerstehen konnte, daß ich wie ein einfältiges, verschüchtertes Kind nicht allein in meinem Zimmer schlafen mochte, als ich einst von einem alten Musiker las, den ein entsetzlicher Spuk mehrere Zeit hindurch verfolgte, und ihn auch beinahe zum hellen Wahnsinn trieb. Nachts spielte nehmlich ein unsichtbares Wesen auf seinem Flügel die wunderbarsten Kompositionen mit der Kraft und Fertigkeit des vollendeten Meisters. Er hörte jeden Ton, er sah wie die Tasten niedergedrückt wurden, wie die Saiten zitterten, aber nicht den leisesten Schimmer einer Gestalt.“

„Nein,“ rief Lothar, „nein es ist nicht auszuhalten, wie das Tolle wieder unter uns lustig fortwuchert! — Ich hab' es Euch gestanden, daß mir der verdamnte Keller das Innerste aufgeregt hat. Ottmar hat Recht, hält man sich nur an das Resultat irgend eines Ereignisses, das sich wirklich begeben, so ist dies Resultat der gräßlichste Spuk, den es geben kann. Ich verzeihe deshalb unserm Cyprian die verstörte Stimmung, die er beim Eintreten merken ließ, die aber jetzt schon ziemlich nachgelassen. Doch jetzt kein Wort mehr von allem gespenstischen Anwesen. — Schon längst bemerke ich, daß Ottmar'n ein Manuskript aus der Wusentafel hervorguckt, auf Erlösung hoffend. Mag er es denn erlösen!“

„Nein, nein,“ sprach Theodor, „der Strom, der in krausen Wellen daher brauste, muß sanft abgelenkt werden, und dazu ist ein Fragment sehr tauglich, das ich vor langer Zeit, besonders dazu angeregt, aufschrieb. Es kommt viel Mystisches darin vor, an psychischen Wundern und seltsamen Hypothesen ist auch gar kein Mangel, und doch lenkt es hübsch ein ins gewöhnliche Leben.“

Theodor las:

Die Automate.

Der redende Türke machte allgemeines Aufsehen, ja er brachte die ganze Stadt in Bewegung, denn Jung und Alt, Bornheim und Gering strömte vom Morgen bis

in die Nacht hinzu, um die Drakesprüche zu vernehmen, die von den starren Lippen der wunderlichen lebendig-todten Figur den Neugierigen zugestüßert wurden. Wirklich war auch die ganze Einrichtung des Automaten von der Art, daß jeder das Kunstwerk von allen ähnlichen Ländeleien, wie sie wohl öfters auf Messen und Jahrmärkten gezeigt werden, gar sehr unterschieden und sich davon angezogen fühlen mußte. In der Mitte eines nicht eben großen, nur mit dem notwendigsten Geräth versehenen Zimmers, saß die lebensgroße, wohlgestaltete Figur, in reicher, geschmackvoller, türkischer Kleidung, auf einem niedrigen wie ein Dreifuß gefornnten Sessl, den der Künstler auf Verlangen wegrückte, um jede Vermuthung der Verbindung mit dem Fußboden zu widerlegen, die linke Hand zwanglos auf das Knie, die rechte dagegen auf einen kleinen frei stehenden Tisch gelegt. Die ganze Figur war, wie gesagt, in richtigen Verhältnissen wohlgestaltet, allein vorzüglich war der Kopf gelungen; eine wahrhaft orientalisches geistreiche Physiognomie, gab dem Ganzen ein Leben, wie man es selten bei Wachsfiguren, wenn sie selbst den charaktervollen Gesichtern geistreicher Menschen nachgeformt sind, findet. Ein leichtes Geländer umschloß das Kunstwerk und wehrte den Anwesenden das nahe Hinzutreten, denn nur der, welcher sich von der Struktur des Ganzen, so weit es der Künstler sehen lassen konnte, ohne sein Geheimniß zu verrathen, überzeugen wollte, oder der eben Fragende durfte in das Innere und dicht an die Figur treten. Hatte man, wie es gewöhnlich war, dem Tücker die Frage in das rechte Ohr gestüßert, so drehte er erst die Augen, dann aber den ganzen Kopf nach dem Fragenden hin, und man glaubte an dem Hauch zu fühlen, der aus dem Munde strömte, daß die leise Antwort wirklich aus dem Innern der Figur kam. Jedesmal, wenn einige Antworten gegeben werden, setzte der Künstler einen Schlüssel in die linke Seite der Figur ein, und zog mit vielem Geräusch ein Werk auf. Hier öffnete er auch auf Verlangen eine Klappe, und man erblickte im Innern der Figur ein künstliches Getriebe von vielen Rädern, die nun wohl auf das Sprechen des Automaten durchaus keinen Einfluß hatten, in dessen doch augenscheinlich so viel Wahrscheinlichkeiten, daß sich in dem übrigen Theil der Figur unmöglich ein Mensch, war er auch kleiner als der berühmte Averg Augustus, der aus der Pasterie hoch verbergen konnte. Nächst der Bewegung des Kopfes, die jedesmal vor der Antwort geschah, pflegte der Türke auch zuweilen den rechten Arm zu erheben, und entweder mit dem Finger zu deuten, oder mit der ganzen Hand gleichsam die Frage abzuweisen. Gesah dieses, so konnte nur das wiederholte Andringen des Fragers eine mehrertheils zweideutige oder verdrießliche Antwort bewirken, und eben auf diese Bewegungen des Kopfes und Arms mochte sich wohl jenes Räderwerk beziehen, unerschrocken auch hier die Rückwirkung eines denkenden Wesens unerschöpflich schien. Man erschöpfte sich in Vermuthungen über das Medium der wunderbaren Mittheilung, man untersuchte Wände, Nebenzimmer, Geräth, alles vorgebens. Die Figur, der Künstler waren von den Augen der geschicktesten Mechaniker umgeben, aber je mehr er sich auf diese Art bewacht merkte, desto unbehaglicher war sein Betragen. Er sprach und schriege in den entlegensten Ecken des Zimmers mit den Zuschauern, und ließ seine Figur, wie ein ganz für sich bestehendes Wesen, das irgend einer Verbindung mit ihm nicht bedürfe, ihre Bewegungen machen und Antwort ertheilen, ja er konnte sich eines gewissen ironischen Lächelns nicht enthalten, wenn der Dreifuß und der Tisch auf allen Seiten herumgedreht und durchgeklopft, ja in die beobachtene, und weiter ans Licht gebrachte Figur nicht